

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Wilhelm Wundt und seine Zeit

Petersen, Peter

Stuttgart, 1925

A. Die neue Aktualitätspsychologie

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6863

A. Die neue Aktualitätspsychologie

Begründung der Psychologie als selbständiger geisteswissenschaftlicher Disziplin.

Die bedeutendste Leistung der sechziger und siebziger Jahre ist die Begründung der Psychologie als selbständiger Wissenschaft. Durch die Arbeit an den damit verbundenen, fast alle wissenschaftlichen und philosophischen Grundprobleme aufrührenden Fragen rückte Wundt in die Reihe der Psychologen des 19. Jahrhunderts ein, die zugleich das schöpferische philosophische Denken nach dem Ermatten der spekulativen idealistischen Systeme zu Beginn des Jahrhunderts fortgeführt haben. Neben Herbart und Lotze, Fechner und Spencer steht Wundt als der größte. Seine Leistung als Psychologe gilt es darum geschichtlich zu verstehen, in ihrer Eigenart und nach ihrer Bedeutung für das philosophische System zu würdigen.

Bis auf Wundt hatte die Psychologie eine unselbständige Stellung, zählte zur einen Hälfte zur Philosophie, zur anderen zu den Naturwissenschaften. So war es seit Aristoteles' Schrift „Über die Seele“, der ersten Psychologie als System, geblieben. Bereits der Stagirite unterschied einen philosophischen, und zwar metaphysischen Teil, der vom Wesen der Seele, vom Verhältnis von Seele und Leib handelte, und einen empirischen, der sich mit den verschiedenen Sinnen und Seelentätigkeiten befaßte. Wenn bei ihm der erstere kürzer wegkam, so dürfte das darin seinen Grund haben, daß Aristoteles ihn in einem ausführlicheren Werke über Metaphysik darstellen wollte. Die von ihm der Psychologie verliehene Doppelnatur kehrte wieder in Christian Wolffs rationaler und empirischer Psychologie. Diese suchten nur säuberlich zu scheiden, was in den Jahrhunderten bis dahin

durcheinander gegangen war, wobei freilich die philosophische Betrachtung stets überwogen hatte. Im 18. Jahrhundert verlieh die Philosophie Leibnizens dieser Psychologie das Gepräge. Sein Begriff der Seele als der vorstellenden Zentralmonade wurde von Wolff festgehalten, die Erscheinungen des Seelenlebens als mehr oder minder deutliche Vorstellungen dieser Seelenmonade aufgefaßt und so das gesamte Seelenleben rationalisiert. Da sich diese philosophischen Betrachtungen ferner von vornherein mit komplexen Vorgängen befaßten, so erschienen diese alsbald als Wirkungen gewisser Hauptvermögen der Seele, und es bildete die Aufgabe des Psychologen, die seelischen Vorgänge begrifflich zu analysieren und zu ordnen. Dabei wurde im engen Anschluß an den gewöhnlichen Sprachgebrauch vorgegangen. Man ging aus von den, von der Sprache geschaffenen, in sich aber recht unklaren Allgemeinbegriffen wie Denken, Wollen, Fühlen, Begehren, Verstand, Vernunft, Phantasie, Gedächtnis, und betrachtete jeden mit einem Namen belegten seelischen Tatbestand wie ein Reich für sich, wie ein besonderes seelisches „Vermögen“, jedes Vermögen gleichsam eine Art Unterseele. So wurde diese „Vermögenstheorie“ nicht viel mehr als eine Einteilung der seelischen Vorgänge in verschiedene Gattungen. Die von der Logik gebrauchten, durch Abstraktion und Klassifikation gewonnenen logischen Grundbegriffe wurden einfach in seelische Vermögen umgewandelt, und jedem Vermögen wurde sodann schematisch eine Reihe von Vorgängen äußerlich untergeordnet. Das ist diejenige Vermögenspsychologie, welche ihr erfolgreichster Bekämpfer Herbart verspottet hat und deren Verhältnis der Seelenvermögen zueinander er einem Krieg aller mit allen verglich. Diese Vorherrschaft der logischen Reflexion über alle Gebiete des geistigen Lebens ist auch deutlich in der Gedankenarbeit Kants zu verspüren und fand bereits den Widerstand des jungen Wundt. „Seine drei großen Kritiken der theoretischen, der praktischen Vernunft und der Urteilskraft weist Kant zunächst den drei Grundvermögen des Er-

kennens,
zugleich
griffs, de
retische V
gen Begr
Schlusses
missen au
reflektiere
jektiven G
jektiven V
spreche“ (

Mit gle
Jahren ge
der Psycho
das Überw
Psychologi
wandten M
seines Leh
§ 14 seine
selbst auf
voranzusch
det werden
Wundt sich
fluß geleg
für die Klär
habt haben
gen wie di
sprung und
gegenstände
Verhältnis z
aufs innigs
phen verket
senen, geor
samte Wiss
Fundament
aber wenn r

kennens, Wollens und Fühlens zu, dabei ordnet er aber diese zugleich den drei logischen Grundfunktionen des Begriffs, des Schlusses und des Urteils unter. Denn die theoretische Vernunft denke das Einzelne unter allgemeingültigen Begriffen, die praktische suche nach dem Vorbild des Schlusses zu dem Gegebenen die letzten unbedingten Prämissen auf; und zwischen beiden vermittele schließlich das reflektierende Urteil als die logische Funktion, die dem subjektiven Gefühl des Schönen und Erhabenen sowie der objektiven Vorstellung einer Zweckmäßigkeit in der Natur entspreche“ (B. 173).

Mit gleicher Entschiedenheit wandte er sich in jenen Jahren gegen den anderen Nachteil, welchen die Verbindung der Psychologie mit der Philosophie gebracht hatte, nämlich das Überwiegen der metaphysischen Betrachtung. Die Psychologie „ist der erste unter den drei Teilen der angewandten Metaphysik“, hatte Herbart 1816 im Beginn seines Lehrbuches zur Psychologie geschrieben, und 1824 im § 14 seiner „Psychologie als Wissenschaft“: sie „beruht selbst auf der allgemeinen Metaphysik und kann, ohne diese voranzuschicken, weder abgehandelt, noch auch nur begründet werden“. Gegen den Typus dieser Psychologie suchte Wundt sich früh abzugrenzen, obwohl er nie den großen Einfluß geleugnet hat, den Herbarts Schriften zur Psychologie für die Klärung seiner eigenen psychologischen Gedanken gehabt haben. Für eine metaphysische Psychologie waren Fragen wie die nach der Beschaffenheit, dem Sitz, dem Ursprung und den künftigen Schicksalen der Seele Lieblingsgegenstände, ebenso die nach dem Wesen der Seele und ihrem Verhältnis zur Körperlichkeit. Damit wurde jede Psychologie aufs innigste mit der Metaphysik des betreffenden Philosophen verkettet. Bot das auch den Vorteil eines festgeschlossenen, geordneten Systems, so mußte andererseits die gesamte Wissenschaft einstürzen, wenn ihr metaphysisches Fundament zerfiel. „Die metaphysische Psychologie gab alles, aber wenn nur eins angezweifelt wurde, so kam bei ihr alles

in Frage“ (B. XVIII). Das war die Folge einer deduktiven Methodik. An der Spitze standen nicht sorgfältig induktiv gewonnene Grundsätze und Gesetze, sondern vorschnell erdachte rein metaphysische Hypothesen.

Und wie stand es mit jener anderen Hälfte der Psychologie, welche schon Aristoteles bestimmt hatte, die Psychologie den Naturwissenschaften zuzuzählen? Freilich ein Christian Wolff deduzierte beide Teile der Psychologie aus seinem philosophischen System. Aber es hatte nie unterbleiben können, daß die seelischen Erfahrungstatsachen auch andere Kreise als die philosophischen interessierten, nämlich die medizinischen. So nahm bereits Melanchthon bei der Abfassung seiner Psychologie, die über ein Jahrhundert Deutschlands Universitäten beherrschen sollte, in breiten Stücken die neuesten Forschungen der medizinischen Wissenschaft seiner Tage auf. Allein das waren zumeist Fragen, die nach der heutigen Einteilung der Wissenschaften der Physiologie zufallen, nur daß diese damals noch keine selbständige Wissenschaft war. Die Physiologie ist um mehr als eine volle Generation früher als die Psychologie selbständig geworden; sie war, als Wundt sein Studium begann, nahezu die Modewissenschaft, von der Schopenhauer 1852 schrieb: „Physiologie ist der Gipfel der gesamten Naturwissenschaften“. Es gab freilich schon einmal etwas wie eine „physiologische Psychologie“, und in der Ahnenreihe Wundts findet sich auch ein Verfasser einer physiologischen Psychologie, wie sie sich seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entwickelt hatte. Den Anstoß gab die englische Assoziationspsychologie, die damals Einfluß in ganz Europa gewann. Denkt man bei deren Erwähnung heute zuerst an David Hume, so ist dennoch nicht er, sondern unter den Zeitgenossen David Hartley der Führer gewesen. Während nämlich Hume die Erscheinungen der Assoziation als unmittelbare und nicht weiter abzuleitende Tatsachen der inneren Erfahrung behandelte, brachte Hartley sie in Verbindung mit den zu jener Zeit verbreiteten nervenphysiolo-

gische
Prinz
ursach
holen
derke
ten V
daß s
gleite
anger
wird,
Nerve
Schri
rial
Maup
des G
logie
hangs
versuc
das G
sitze
Wei
gestal
logie,
zugew
heute
Reyn
rade
psycho
mußte
schaft
exakte
wesen,
Sieg z
und di
die Ne
verglei

gischen Hypothesen und verwandte dabei geschickt dasselbe Prinzip der Wiederholung wie Hume. Die Sinnesreize verursachen Schwingungen der Nervenflüssigkeit. Diese wiederholen sich in gleicher Weise, wenn die nämlichen Reize wiederkehren, und durch die häufige Wiederholung in bestimmten Verbindungen gehen sie immer leichter vonstatten, so daß sich schließlich gewisse Schwingungen regelmäßig begleiten, sobald nur eine von ihnen durch einen äußeren Reiz angeregt worden ist. Was psychologisch Assoziation genannt wird, ist demnach nichts anderes als eine Folgewirkung der Nervenmechanik. Von dieser Theorie war es nur ein kleiner Schritt zur Verbindung mit dem psychophysischen Materialismus des Jahrhunderts, wie ihn Lamettrie, Holbach, Maupertuis vertraten, der das Seelische zu einer Funktion des Gehirns machte. Die Folge war, daß dadurch die Psychologie ebenfalls unselbständig wurde, da sie nun als ein Anhangs- oder Anwendungsgebiet der Physiologie erschien. So versuchte auf deutschem Boden Gall in seiner Phrenologie das Gehirn in bestimmte Provinzen aufzuteilen, als Wohnsitze der verschiedenen Arten der Seelentätigkeit.

Weit schwieriger als die Trennung von der Metaphysik gestaltete sich die Loslösung der Psychologie von der Physiologie, und das, weil diese Wissenschaft, der Wundt sich selber zugewandt hatte, damals eine hohe Blüte erlebte. Die noch heute geläufigen Namen Johannes Müllers, Du Bois-Reymonds und Carl Ludwigs bekunden es. Aber gerade diese Blüte war es, die zur reinlichen Scheidung der psychologischen Probleme von den physiologischen führen mußte. Denn wie immer liegt der Fortschritt einer Wissenschaft in einem Fortschritt der Methoden. Die Arbeit mit exakten Methoden der Messung und Berechnung war es gewesen, durch die Johannes Müller seine Wissenschaft von Sieg zu Sieg geführt hatte. Die analytische Zergliederung und die mikroskopischen Untersuchungen vervollkommneten die Nerven- und die Gehirnphysiologie. Dazu kamen seine vergleichenden Versuche an Tieren. Und je feiner die Me-

thoden und je reicher damit die Kenntnis der Lebensvorgänge, der körperlichen Vorgänge wurde, desto mehr trat die Spannung zwischen dem Seelischen und dem Körperlichen zutage. Viel nützte die genaue Kenntnis des Gehirns und aller Leitungsbahnen in ihm, aber was war damit für den seelischen Vorgang gewonnen? Muß man nicht zuerst sich eine Ansicht von dem Seelischen bilden, bevor man die Nervenprozesse deuten kann? Wundt sagt einmal treffend: „Man kann die Konstruktion einer Maschine nicht verstehen, ohne genau zu wissen, was die Maschine zu leisten hat“ (R. 197).

Weit bedeutender wurde nun aber ein anderer Zweig der Physiologie, nämlich die Sinnesphysiologie. Seit einigen Jahrzehnten befaßte sie sich immer eindringlicher mit dem Problem der Wahrnehmung, gehört doch auch Wundts erste größere Untersuchungsreihe in den „Beiträgen zur Theorie der Sinneswahrnehmung“ in diesen Kreis. Allein schon diese ist vor allem psychologisch orientiert im Gegensatz zu den Untersuchungen der großen Physiologen neben ihm, und das hat dem jungen Forscher es sehr erschwert, sich und seine neuen Anschauungen durchzusetzen. Ganz besonders stand er im Schatten des ihn damals hoch überragenden Helmholtz, dessen Physiologische Optik und Akustik zu den größten Leistungen der deutschen Wissenschaft im 19. Jahrhundert zählen. Ein persönlicher Gegensatz hat zwischen Helmholtz und seinem Assistenten Wundt niemals bestanden. Wundt schreibt in seinen Lebenserinnerungen selber über dieses interessante Zusammenstoßen zweier Forscher: „Es war ein seltsames Geschick, oder, vielleicht sollte ich sagen, ein Mißgeschick, daß beide, der Leiter des Instituts und sein Assistent, ein Interesse miteinander gemein hatten: das Interesse an dem Problem der Sinneswahrnehmung“. Gerade während seiner Heidelberger Zeit schuf Helmholtz jene beiden großen Werke. Er suchte darin die physiologische Untersuchung des Sehprozesses auf eine Theorie der Sinneswahrnehmung auszu-

dehne
eine
Wund
klinis
gisc
gesam
Wund
physi
dunke

Die
bens
Ludw
liche
der N
du als
kanns
kanns
gische
komm
suche
später
bachs
erfolg
zwar

1) S
Zitat
S. 70,
1921,
wandt
cher t
1816
denn
mus e
„Pyc
Psych
als m

dehnen, um diese aus der Beschäftigung der Psychologen in eine Aufgabe der Naturwissenschaft umzuwandeln. Für Wundt jedoch war dieses Problem während seiner Zeit als klinischer Assistent Hesses bereits zu einem psychologischen geworden, ja von hier aus richtete sich ihm das gesamte Gebiet der Psychologie auf. Es ist verständlich, wenn Wundts Theorie der Sinneswahrnehmung damals durch die physiologische Optik und Akustik Helmholtz' vollständig verdunkelt worden ist.

Die Unzuständigkeit der Physiologie in Fragen des Lebens wie des Seelischen hatte schon 20 Jahre früher (1843) Ludwig Feuerbach behauptet. „Das Auge als physikalisches Werkzeug kannst du nach dem Tode erkennen; aber der Nervenakt des Auges, das Sehen, ist ein Lebensakt, den du als solchen so wenig zum Objekt der Physiologie machen kannst, als du den Geschmack eines andern schmecken kannst“. Physisches und Psychisches, darum auch physiologische und psychologische Betrachtung, erschienen ihm vollkommen inkongruent, und doch zeigt der Weg, den die Untersuchungen Wundts gingen, bereits, daß sich dieser mit Recht später dagegen wehren konnte, unter einem Einflusse Feuerbachs gestanden zu haben¹⁾. Die Befreiung der Psychologie erfolgte inmitten der exakten Laboratoriumsversuche, und zwar erstreckten sich die entscheidenden auf die tatsächlich

¹⁾ S. Friedrich Jodl, Ludwig Feuerbach, 2. A. 1921, S. 56—62; Zitat S. 56; Felix Krueger, Über Entwicklungspsychologie, 1915, S. 70, dagegen Wilh. Wundt, Probleme der Völkerpsychologie, 2. A. 1921, S. 147. Gegen eine, die Psychologie beherrschende, Physiologie wandte sich bereits Herbart in seinem von Wundt ebenfalls, und eher als Feuerbachs Schriften, gekannten „Lehrb. z. Psychologie“; 1816, §§ 133. 160. 216. Allein auch dieser Einfluß ist nicht entscheidend; denn einmal konnte Herbart dem naturwissenschaftlichen Materialismus eine Stütze liefern (s. u. S. 122 f.) und sodann betonte er in seiner „Psychologie als Wissenschaft“ 1824, Vorrede, die Ähnlichkeit der Psychologie mit der Physiologie und benutzte diese in weitem Maße als methodisches heuristisches Prinzip.

elementarsten seelischen Vorgänge im Empfinden, Wahrnehmen und Vorstellen. Die Physiologie war gewöhnt, die Empfindung als eine allgemeine Eigenschaft des Nervensystems anzusehen. Die Verschiedenheit der Empfindungen beruhte alsdann auf den Sinnesorganen, genauer auf der spezifischen Sinnesqualität. So lehrte Johannes Müller, auf den die noch heute gebräuchliche und gleich dunkle „Lehre von den spezifischen Sinnesenergien“ zurückgeht, wonach bekanntlich jedes Organ nach seiner Art auf Reize besonders antwortet: das Auge mit Licht-, das Ohr mit Tonempfindungen usw. In den Untersuchungen Ernst Heinrich Webers über den Tastsinn war sodann die Zerlegung dieses Sinnes in den Druck-, Temperatur- und Raumsinn gelungen und dabei zugleich die quantitative Beziehung der Funktion der Empfindung untersucht. Weber tastete im bekannten Zirkelversuch den ganzen Körper ab und entwarf ein von Ort zu Ort abgestuftes System von Raumwerten. Die Größe seiner „Empfindungskreise“ war am kleinsten an der Fingerspitze, nämlich 2 mm, betrug an Rücken und Oberschenkel 68 mm. Weiter lehrte er in Übereinstimmung mit Joh. Müller, jeder Körperteil habe die Fähigkeit, sich selber räumlich aufzufassen, und darauf beruhe unmittelbar die räumliche Auffassung der Körperbewegung. Und der objektive Raum vor mir wäre nichts anderes als eine Projektion der räumlichen Eigenschaften des eigenen Lebens in die Außenwelt. Die Wissenschaft folgte hierin der volkstümlichen Annahme: Empfindungen der Sinne geben Zeichen oder Signale, welche uns die Kenntnis der rechten Objekte vermitteln, die sich in dem uns umgebenden Raume befinden. Die Empfindung rein als solche hat überhaupt keinen Wert, sondern gewinnt ihn erst dadurch, daß sie auf ein äußeres Objekt hinweist, sich also als ein Hilfsmittel für den Menschen erweist, und im besonderen für den Forscher, um die Außenwelt zu erfassen.

Der Physiologe ist wie der Physiker in der angenehmen Lage, die Sinnesempfindungen lediglich in der Bedeutung

subjektiver Zeichen, die auf eine objektive Wirklichkeit hinweisen, auszuwerten und so die Hoffnung auf eine lückenlose Interpretation der Erscheinungen zu nähren (Üb. 135). Für den psychologischen Standpunkt liegt die Frage aber verwickelter; er wurde überhaupt erst durch die Besinnung darauf gewonnen und selbständig, daß in der Empfindung etwas Eigenartiges, und zwar etwas eigentümlich Seelisches, gegeben sei. Es war ja mit dem Problem der Empfindung dasjenige herausgegriffen, in dem sich die Gebiete des körperlichen und des seelischen Geschehens unmittelbar berühren. Wenn dennoch bislang der Anteil des Seelischen an dem Ganzen eines Empfindungsvorganges nicht erkannt, oder, richtiger vielleicht, nicht anerkannt wurde, so hatte auch das seine guten Gründe. Denn die Psychologie jener Zeit bevorzugte als Methode die der Selbstbeobachtung, und diese läßt sich naturgemäß stets nur auf komplexe seelische Vorgänge einstellen; die Grundvorgänge, die einfachsten und elementaren, aus denen die, einer Selbstbeobachtung allein zugänglichen, zusammengesetzten erst hervorgehen, entziehen sich ihr. Wenn darum die Physiologie an das Problem der Empfindung heranging, war es das am nächsten Liegende, es auch aus ihrem Wissenschaftsbereiche heraus zu deuten, demnach, da das Problem in n e r v e n physiologischen Untersuchungen auftauchte, die Empfindung als eine Qualität der N e r v e n - substanz erscheinen und gedeutet werden konnte. Es liegt also die Wandlung innerhalb der Wissenschaft wie im Grunde stets in einer neuen Deutung der Vorgänge. Ob es sich in der Geschichtswissenschaft um eine neue Deutung der Urkunden oder in einer Naturwissenschaft der Lebensvorgänge handelt, es sind überall und immer logische Funktionen, die sich anders in Kraft setzen und zu einer neuen Lesung führen. Neue Lösungen sind neue Lesungen. Aber solche neuen Lesungen und Deutungen werden oft entscheidend unterstützt durch scheinbar äußerliche Hilfsmittel. So ist in der Naturwissenschaft die Arbeit mit Hebel und Wage Anfang neuer Erkenntnisse geworden, und wie vermehrte

erst die Erfindung des Teleskops und des Mikroskops, die das Fernste und das Kleinste erschlossen, die Macht des Gesichtsinnes, Fernstes und Kleinstes zu erkennen! Immer noch ist die Erfindung eines neuen Instrumentes, und damit eben die dadurch verbesserte Methodik, Anlaß zum Fortschritt von Wissenschaften geworden. Insonderheit bleibt der Fortschritt der neueren Naturwissenschaft aufs innigste an den Fortschritt der Untersuchungsmethoden und ihrer Instrumente gebunden. Jeder neu erfundene Apparat, jedes Instrument, wie der Augenspiegel und der Kehlkopfspiegel, hat eine Reihe neuer Entdeckungen im Gefolge gehabt und die wissenschaftlichen Erkenntnisse vermehrt. Mit hohem Recht sieht Wundt seinen methodischen Gang innerhalb der Psychologie im Zusammenhang mit dieser geschichtlichen Tatsache und rühmt auf dem Gebiete der Physiologie als eine Erfindung höchster Bedeutung das Kymagraphion Ludwigs, den „Wellenzeichner“, der es ermöglicht, etwa die Atemtätigkeit oder Pulstätigkeit, in Kurven auf einer beruhten, sich im Kreise drehenden Platte festzuhalten. Damit rückt eine physiologische Funktion, die stete Begleiterscheinung der seelischen Vorgänge, etwa der Affekte, der Arbeitsvorgänge, in das Reich des Meßbaren und Rechnerischen und wird mathematisch erfaßbar. Aber am Anfange allen wissenschaftlichen Fortschrittes steht dennoch die Deutung, ein Werk des Geistes, der auch seine Instrumente zuvor entwirft. Das erste bildet die Idee, zumeist in der Form einer neuen Hypothese. Auch die Naturwissenschaft wird niemals hypothesenfrei werden, und es ist darum ein Irrwischideal, dem nachzustreben. Die Naturwissenschaften werden so wenig wie irgendwelche andere Wissenschaften ohne vorgefaßte Annahmen auskommen, aber es gilt für sie wie in jeder Wissenschaft, daß diese Annahmen vorurteilslos zu prüfen und daß alle für und gegen sie sprechenden Instanzen umsichtig zu betrachten sind. Das Zweite wird dann der Fortschritt im Methodischen. Dabei mag nun Erstes und Zweites mechanisch zeitlich schwer voneinander zu trennen sein. Es kann so lie-

gen, daß ein Apparat, der vorhanden ist, benutzt und das Ergebnis der Beobachtung neu gedeutet wird. Allein die volle Auswertung des Apparates, der volle Einfluß der durch ihn möglichen Erkenntnis erfolgt erst nach jener Deutung. So stand es um 1860 auf dem Gebiete der Psychologie. Wundt wagte etwas, das seinen Zeitgenossen vergeblich, ja töricht erschien, als er daran ging, auf seelische Erscheinungen das Experiment nach naturwissenschaftlicher Methode anzuwenden und mit der Anmaßung hervortrat, eine „experimentelle Psychologie“ schaffen zu wollen. „Sie sei nichts als ein Name“, mußte er immer wieder hören.

Heute ist es leicht, nachträglich aufzuzeigen, daß sich Wundt auf dem richtigen, ja dem einzigen Wege befand, der die Psychologie in den Besitz einer sicheren Methodik brachte und sie aus der metaphysischen Einlagerung befreite. Damit überwand er endlich die starken, von Kant gegen alle Psychologie erhobenen Bedenken. Sie sei unfähig, sich jemals zum Range einer exakten Wissenschaft zu erheben, so hatte er in den „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft“ geschrieben, und zwar in erster Linie deswegen, weil es unmöglich sei, auf die Phänomene des inneren Sinnes Mathematik anzuwenden. Denn die reine innere Anschauung, in welcher die Seelenerscheinungen konstruiert werden sollten, die Zeit, habe nur eine Dimension. Es war dies eine durchaus dogmatische Annahme Kants, eine Voreingenommenheit, die seiner philosophischen Theorie entsprang, welche das Psychische als rein zeitlich von dem Physischen als räumlich unterschied. Denn ist nicht eine räumliche Vorstellung gerade so gut ein seelischer Inhalt wie ein Zeitverlauf oder die Intensität einer Empfindung? Und es ist ferner nicht richtig, daß das innere Geschehen nur eine Dimension, die Zeit, habe. Wäre dem so, dann könnte freilich von einer mathematischen Darstellung eines seelischen Verlaufes keine Rede sein, weil dafür stets mindestens zwei Veränderliche gegeben sein müssen, die dem Begriffe der Größe unterzuordnen sind. Unsere Empfindungen und Gefühle sind

nun aber intensive Größen, die sich in der Zeit aneinanderreihen. Demnach hat das psychische Geschehen mindestens zwei Dimensionen, und dadurch ist die allgemeine Möglichkeit gegeben, es in mathematischer Form darzustellen.

Den ersten Schritt zur Erhebung der Psychologie zu einer exakten Wissenschaft hat Herbart getan. Seine Mechanik und Statik der Vorstellungen gibt ihm Gelegenheit, seine mathematischen Kenntnisse auf die seelischen Vorgänge anzuwenden, und seine Schüler arbeiteten in diesen Bahnen zum Teil weiter, vor allem M. W. Drobisch, der 1842 eine „Empirische Psychologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage“ und 1850 „Erste Grundlinien der mathematischen Psychologie“ veröffentlichte. Damit war wohl eine Bresche gelegt, allein die allgemeine Anerkennung des Rechts, Mathematik auf Seelisches anzuwenden, noch nicht errungen. Und ist es nicht auch bedenklich, ja im Letzten unmöglich? Ist nicht das seelisch-geistige Leben die Fülle des Qualitativen, das nicht in die Sphäre des Quantitativen hineingezogen werden kann? Erfasst man nicht eben nur die physiologischen Bedingtheiten der Vorgänge, niemals aber sie selber? Wer mit solchen Fragen die Unvereinbarkeit beider Reiche, der Naturwissenschaft und der Psychologie, behauptet, von dem erwartet Wundt, daß er sich auch dessen bewußt sei, daß er damit eine ganz bestimmte Metaphysik vertrete, nämlich die dualistische, welche die absolute Verschiedenheit der körperlichen und der geistigen Vorgänge annimmt. Die Ablehnung naturwissenschaftlicher Methoden erfolgt mithin auf Grund einer bestimmten metaphysischen Anschauung. Gleichzeitig aber übersieht diese, daß unleugbar das geistige Leben von einer Fülle sich durchdringender Gesetzmäßigkeiten beherrscht ist. Seit Jahrhunderten haben darum die Versuche nicht aufgehört, innerhalb der logischen Wissenschaften den mathematischen Kalkül anzuwenden. Die Scholastik ist reich an diesen Versuchen bis hinauf zu denen der Lullischen Kunst und zur Kombinatorik Leibnizens. Und eben auf Leibniz beruft sich Wundt, weil dieser mit Nachdruck dar-

auf hingewiesen habe, daß die Mathematik mehr als ein bloßes Hilfsmittel der Naturerkenntnis sei. Sie durchdringe vielmehr „von den aus einer reichen Zahl von Elementen bestehenden Resultanten des kosmischen Geschehens an bis zu den abstraktesten Formen der Logik alle Inhalte des Denkens überhaupt“ (Erl. 190). Freilich werde keine Mathematik ihre Gesetzmäßigkeit weiter als auf das Gebiet der den Charakter des mathematischen Denkens bestimmenden formalen Verknüpfungen ausdehnen können; auf „den eigentlichen Wert der geistigen Inhalte“ erstrecke sie sich nicht. — Es bleibt darum Herbarts Verdienst ungeschmälert, zuerst Mathematik auf Psychologie angewandt zu haben. Als unbehobener Nachteil aber waren diese Mechanik und Statik der Vorstellungen an die metaphysischen Voraussetzungen der Herbartschen Philosophie gefesselt und sollten gleichsam seine Metaphysik mathematisch beweisen und stützen. Und so ist sie bei allem Anschein einer exakten Wissenschaft doch eine metaphysische Psychologie, von der es eben gilt, daß sie wohl ein einheitliches System vermittele, wenn aber ein Teil in sich zusammenstürze, so stürze das Ganze zusammen; und die metaphysische Lehre Herbarts von den Realen, von dem Sitz der Seele usw., war eine Bindung, die den wissenschaftlichen Fortschritt hemmte, oder mit ihrer Ablehnung das System als Ganzes aufhob.

Allein die Gedanken Herbarts hatten weiter gewirkt. Gustav Theodor Fechner hat die Idee des „psychischen Maßes“ von ihm übernommen. Um die Mitte der vierziger Jahre trat Fechner nach seiner schweren Erkrankung in die zweite Stufe seiner Entwicklung, in die philosophisch-metaphysische, ein, deren Hauptwerk, der *Zendavesta*, uns fast wie ein Werk mystisch-theosophischer Spekulationen anmutet. Im zweiten Bande dieser 1852 erschienenen Schrift ist es nun, wo Fechner eine „kurze Darlegung eines neuen Prinzips mathematischer Psychologie“ gibt. Nach seiner Anschauung waren das Materielle und das Geistige aneinander gebundene, nur durch den Standpunkt der äuße-

ren und der inneren Auffassung geschiedene Eigenschaften des Wirklichen, und so fragte er sich, ob sich nicht zwischen den Erscheinungen unseres Bewußtseins und den ihnen entsprechenden physischen Bewegungsvorgängen eine mathematische Gesetzmäßigkeit feststellen lasse. Zwei Betrachtungen waren es vor allem, die ihn nötigten, diese Frage zu bejahen. Einmal die Allgemeingültigkeit des Kausalgesetzes, sodann die Tatsache, daß das Bewußtsein an bestimmte physische Vorgänge gebunden ist. Das forderte gebieterisch, nach gesetzmäßigen Beziehungen zu suchen, und Fechner glaubte von vornherein, ein einheitliches, für alle Wechselwirkungen zwischen Leib und Seele in gleicher Weise gültiges mathematisches Gesetz suchen zu müssen. Und wie so oft im Reiche der Erfindungen — er suchte dasjenige Verhältnis mathematischer Abhängigkeit auf, das sich für diese Wechselbeziehung a priori vermuten lassen konnte. Und da erschienen ihm die arithmetische und die geometrische Reihe als die wahrscheinlichsten Beziehungen. An einem Oktobermorgen 1850 leuchtete ihm die Idee des berühmten psychophysischen Grundgesetzes auf, wonach die Reizstärke im geometrischen Verhältnis ansteigen muß, wenn der Mercklichkeitsgrad der Empfindung in einem arithmetischen Verhältnis zunehmen soll — wie wir heute das, nach seinem Entdecker das Webersche genannte, Gesetz mit Wundt formulieren. Fechner aber erschien es als das Grundgesetz, weil es seiner metaphysischen Theorie entgegenkam. Denn wie die Figur der logarithmischen Linie zeigt, wird bei einer bestimmten Größe des Arguments der Logarithmus Null und dann negativ. Das Gesetz ermöglicht es daher, Aussagen über die Schwelle des Bewußtseins zu machen, und schien Fechner fernerhin eine Stütze für seine Annahme, daß die unter die Schwelle gesunkenen Vorstellungen in einem allgemeineren Bewußtsein fortexistierten. Er glaubte eine Gesetzmäßigkeit des erscheinenden Bewußtseins festgestellt zu haben, die gleichzeitig von einem umfassenderen allgemeinen Zeugnis ablegte.

L
sisc
neu
Mat
vor
eber
Web
der
Vor
seel
tung
äuß
Die
gang
vor
Kra
dem
lang
im M
scho
psyc
mäß
und
über
meh
der
bezie
sond
erst
näm
sond
rung
Tons
wir
Rela
Gese

Damit erhielt bei Fechner wie bei Herbart das metaphysische Bedürfnis den Vorrang. Und das Entscheidende in der neuen Deutung Wundts auf diesem Grenzgebiete zwischen Materiellem und Geistigem wurde es nun, daß er die ihm vorliegenden psychophysischen metaphysischen Deutungen ebensowohl ablehnte wie die physiologische, wonach das Webersche Gesetz auf den eigentümlichen Erregungsgesetzen der Nervensubstanz beruhen sollte. Schon in der neunten Vorlesung seiner Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele, 1863, setzte er an deren Stelle die psychologische Deutung, und er folgerte so: wie ein Nervenreiz von den äußeren Reizen abhängt, das ist eine physikalische Frage. Die Empfindung ist aber direkt nur abhängig von dem Vorgang im Nerven, nicht vom äußeren Reiz direkt. Im Nervenvorgang allein ruht die die Empfindung erzeugende Kraft. Das Prinzip nun, wonach die Empfindung mit dem Logarithmus der sie erzeugenden Kraft wächst, gelangt zum Ausdruck nicht, indem die physische Bewegung im Nerven die Empfindung erregt, sondern indem sie selber schon Empfindung ist. Wir haben es darum mit einem rein psychischen Gesetze zu tun. Was aber wird damit gesetzmäßig erfaßt? Nicht das Verhältnis zwischen Empfindung und Reiz; denn Empfindung an und für sich können wir überhaupt nicht messen und feststellen. Das Gesetz sagt vielmehr nur etwas über die psychischen Vorgänge aus, die bei der Vergleichung der Empfindungen wirksam sind. Es bezieht sich gar nicht auf die Empfindung an und für sich, sondern auf die Apperzeption der Empfindungen, die erst eine quantitative Schätzung möglich macht. Wir können nämlich mit keiner Empfindung absolute Größen messen, sondern die Empfindungen ermöglichen uns, wie die Erfahrung alltäglich zeigt, etwa bei Entfernungsschätzungen oder Tonschätzungen, nur relative Schätzungen, und das bedeutet, wir können psychische Größen nur vergleichen. Da diese Relativität durchgängig und allgemein ist, so besteht ein Gesetz der Relativität der Bewußtseinszustände, und das

Webersche Gesetz ist psychologisch aufgefaßt nichts weiter als ein Spezialfall dieses allgemeineren Gesetzes. Dazu gesellt sich ein weiterer Vorteil in dieser Verwendung des Gesetzes: es wird nicht mehr eine Beziehung zwischen zwei disparaten Größen, einem äußeren Reiz und dem Merklichkeitsgrad der Empfindung, sondern zwischen zwei gleichartigen Größen gesucht. Das Gesetz selber läßt sich nun so ausdrücken: es ändert sich die Merklichkeit einer Empfindung, wenn sich die Intensität der Empfindung ändert, und zwar so, daß die Merklichkeit einer Empfindung proportional dem Logarithmus der Empfindungsintensität anwächst (Grdz. I. 632 ff.).

Kein Beispiel kann deutlicher zeigen, wie Wundt das Forschungsgebiet der Psychologie von dem der Physiologie abgrenzte und es zugleich von metaphysischen Spekulationen und Psychophysik verwandter Tendenz befreite. Dabei entnahm er diesen Disziplinen wichtige Methoden, die mathematische und die experimentelle. Und so kam es, daß Wundt in der ersten Auflage seiner „Grundzüge der physiologischen Psychologie“ von dieser neuen Wissenschaft sagen konnte: hinsichtlich der Methode lasse sie sich als *Experimentalpsychologie* von der gewöhnlichen, rein auf Selbstbeobachtung gegründeten Seelenlehre unterscheiden. Eine allgemeine Anerkennung und ebenso eine unbestrittene Stellung innerhalb der Wissenschaften hatte sie sich damit aber noch keineswegs erobert. Gab sie sich nicht im Namen selber als Teil der Physiologie zu erkennen? oder wohl als eine neue selbständige Wissenschaft, aber neben der Physiologie? und auf jeden Fall im Reiche der Naturwissenschaften? schon wegen der Verwendung der experimentellen Methode? Als physiologische wie als experimentelle Psychologie ist die neue Wissenschaft bis in die letzten Jahre hinein Gegenstand selbst heftiger Angriffe von seiten der Philosophen gewesen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte der Materialismus durch die Schriften Moleschotts, Büchners und Czolbes einen starken Aufschwung genommen, und das weckte die Erinnerung daran, wie vor hundert Jahren die

damalige physiologische Psychologie eine wissenschaftliche Stütze des Materialismus gewesen war. So sah Drobisch besorgt die Zuversicht zu den von der Physiologie teils gegebenen, teils zu erwartenden Aufschlüssen in dem Maße wachsen, „daß eine ziemlich zahlreich vertretene jüngere Generation von Naturforschern die alte Fahne des Materialismus aufs neue erhob und der Psychologie verkündigte, daß sie fortan nur noch als ein Kapitel der Physiologie behandelt werden könne“¹⁾. Trotz der Betonung ihrer Selbständigkeit schien ihm die neue physiologische Psychologie eben doch die Psychologie zu eng mit der Physiologie zu verbinden. Weiterhin wurde befürchtet, die Psychologie solle aus ihren bisherigen Gebieten verdrängt werden, und zwar durch die experimentelle Methode. Die, wie von dieser Seite betont wurde, einzige Methode der Psychologie, nämlich die Selbstbeobachtung, solle ausgeschaltet und an die Stelle ihrer Erkenntnisse anatomische und physiologische Erfahrungen gesetzt werden. Zudem ist es gewiß richtig empfunden, wenn Wundt in den Kreisen der spekulativen Philosophen, auch noch des 20. Jahrhunderts, eine Anschauung vermutete, nach der die experimentelle Behandlung seelischer und geistiger Angelegenheiten als eine „banausische Kunst“ erschien. Als nämlich 1912 der Lehrstuhl eines reinen Philosophen in Marburg durch einen Forscher besetzt ward, der aus dem Arbeitsgebiet der experimentellen Psychologie, und zwar der Ebbinghaus'schen Schule, herkam, da erhoben sich 106 Gelehrte an deutschen, schweizerischen und österreichischen Hochschulen zum Protest gegen die Besetzung philosophischer Lehrstühle mit Vertretern der experimentellen Psychologie. Sofort trat Wundt selber auf den Plan mit einer gewandten und temperamentvollen Streitschrift „Die Psychologie im Kampf ums Dasein“ 1913, die zugleich eine Friedensschrift sein sollte und in der Tat bald den Frieden bewirkte. Abgesehen davon, dass der Anlaß ungünstig war, weil der

¹⁾ Zeitschr. f. exakte Philosophie IV. S. 314, s. auch S. 335.

berufene Psychologe philosophisch tüchtig und bewährt war, waren auch die Unterzeichner des Protestes untereinander uneinig und hatten die verschiedensten Beweggründe. So lehnte eine besonders um den „Logos“ vereinigte Gruppe eine experimentelle Psychologie gänzlich ab, und zwar immer noch aus denselben Gründen wie seinerzeit Kant, andere Mitunterzeichner aber, nach dem offenen Bekenntnis Ed. Sprangers, ebenso scharf die Einseitigkeit der rein spekulativen Kreise, und sie wandten sich gegen die Gefahr, in das Gebiet der reinen Spekulation oder der bloß formalen Logik zurückzukehren, wo die Intuition als das große Zaubermittel gepriesen werde und sich der Formalismus zum Richter über letzte Fragen aufwerfe. Der Kampf hatte aber erhärtet, daß sich nunmehr, genau fünfzig Jahre nach dem Erscheinen des Wundtschen Werkes in erster Auflage, die Experimentalpsychologie siegreich behaupten konnte. Vor allem hatten die Angreifer sich des gemeinsamen Fehlers schuldig gemacht, daß sie die Stellung und Bedeutung des Experiments verkannten. Experimentieren ist an und für sich nichts, wodurch eine Wissenschaft mehr oder weniger wertvoll, auch nicht mehr oder weniger philosophisch wird, wie denn keine Ethik dadurch aus den philosophischen Disziplinen ausscheidet, daß auf größeren Strecken ethische Probleme statistisch oder experimentell untersucht werden. Und bei Anwendung des Experiments bindet sich keine Wissenschaft bereits einseitig an die Naturwissenschaft. Die allgemeine Bedeutung des Experiments liegt vielmehr darin, daß es uns ermöglicht, einen Vorgang willkürlich zu erzeugen und dabei zugleich ihn willkürlich zu verändern. Der Experimentator hat den Verlauf gewissermaßen in der Hand. Und überall dort kann das Experiment angewandt werden, wo Erscheinungen einer Variierung der Tatsachen und ihrer Bedingungen zugänglich sind. Soweit die Variabilität der Erscheinungen reicht, soweit ist das experimentelle Verfahren möglich. Es ist unrichtig, zu meinen, bestimmte Instrumente und Apparate seien eigentümliche Kennzeichen dieser oder jener Wissenschaft. Ohne

B e
die
kenn
nie
stän
woll
früh
das
einm
und
rein
zu
der
gleic
schon
Selbs
sei, o
lichk
Natu
rime
und
Ersch
gann
ment
ladun
und
(Vorl
dizin
die E
Tiere
wenig
zu be
nim
ment
Nach
Vorg
Die

die Schranken einer experimentellen Psychologie zu verkennen, muß doch angenommen werden, daß die Psychologie nie mehr um der errungenen Exaktheit und ihrer Selbstständigkeit willen auf das Experiment wird verzichten wollen. Geschichtlich liegt es zudem so, daß es nach Wundts frühester Auffassung nötig gewesen ist, aus der Physiologie das Experiment auf die Psychologie zu übertragen, einmal um die metaphysische Richtung zu bekämpfen und sodann um die Mängel und das Unvermögen der rein auf Selbstbeobachtung gegründeten Psychologie zu beheben. Als experimentelle ging sie in die Reihe der induktiven Wissenschaften hinüber, erfuhr aber zugleich mehr als nur eine methodische Verbesserung. Früh schon hatte Wundt erkannt, wie unzulänglich die reine Selbstbeobachtung sei, ja daß sie völlig unvermögend sei, die seelischen Vorgänge zu erfassen. Die Unzulänglichkeit ihrer Beobachtungen erinnerte an den Zustand der Naturwissenschaften vor der prinzipiellen Anwendung experimenteller Methoden. Gewitter sind zu Tausenden beobachtet und zum Teil sorgfältig beschrieben. „Aber erst als man die Erscheinungen der Elektrizität kennen lernte, als man begann, Elektrisiermaschinen zu bauen und mit ihnen Experimente auszuführen, konnte der Begriff der elektrischen Entladung entstehen, der von Franklin auf den Blitz angewandt und wiederum durch das Experiment bestätigt wurde“ (Vorl. 10). Wundt hätte auch hinweisen können auf die Medizin, deren Fortschritte erst dann allgemein wurden, als sie die Beobachtung durch Experimentieren an Menschen und Tieren unterstützte. Der Psychologe darf sich darum ebenso wenig wie der Naturforscher damit begnügen, Erscheinungen zu beobachten und festzustellen, wie er sie unmittelbar wahrnimmt, sondern muß suchen, wo überhaupt eine experimentelle Einwirkung möglich ist, sich durch willkürliche Nachprüfung von dem Wesen und den Zusammenhängen der Vorgänge zu überzeugen.

Die Naturwissenschaft nun unterscheidet die Natur-

erscheinungen allgemein als Naturvorgänge und als Naturgegenstände. Um einen Naturvorgang, elektrischer oder magnetischer Art, Bewegungen der Muskeln, Schwingungen des Lichtes oder der Töne, exakt festzustellen, dazu wird stets eine experimentelle Untersuchung erforderlich werden, vor allem deswegen, weil man zumeist den Eintritt der Erscheinungen bestimmen muß, um eine genaue Beobachtung zustande zu bringen, und weil man die einzelnen Teile einer Erscheinung anders gar nicht erfassen könnte, wogegen nunmehr gewisse Bedingungen weggelassen oder hinzugefügt, in ihrer Größe vermehrt oder vermindert werden und dadurch Variationen und Teilbeobachtungen des gesamten Komplexes möglich werden. Der Naturgegenstand andererseits stellt sich als relativ konstant dar. Steinarten, Blumen, Skelette, Zustände des Landes und der Meere stehen dem Beobachter jederzeit oder doch zu bestimmten Zeiten regelmäßig und wenig variiert zur Verfügung und halten einer längeren Betrachtung und eingehenden analysierenden Beobachtung stand. Wundt nennt daher Mineralogie, Botanik, Zoologie, Anatomie, Geographie und verwandte Wissenschaften reine Beobachtungswissenschaften und gelangt von dieser Einteilung der Naturerscheinungen aus zur Entscheidung der Frage nach der Stellung und der Bedeutung des psychologischen Experiments und der Selbstbeobachtung. Für ihn bilden den Inhalt der Psychologie ausschließlich Vorgänge, nicht dauernde Objekte. Es kann demnach schon aus diesem Grunde eine exakte Beobachtung nur in der Form der experimentellen Beobachtung möglich sein. Ja das Experiment wird in der Psychologie noch stärker gefordert als in der Naturwissenschaft. Diese sucht nämlich die Naturvorgänge und Naturgegenstände in ihrer Abstraktion von dem wahrnehmenden Subjekte darzustellen. Und ihr Absehen von den subjektiven Bindungen begründet es gerade, warum unter Umständen, etwa dem Quarz oder einem Tiere gegenüber, bloße Beobachtung möglich wird. Die Psychologie aber darf grundsätzlich nicht vom Subjekte abstra-

hier
tung
Tatsa
der
anges
meid
exper
Forsc
Nu
schen
ledig
gend.
Unsel
veran
den E
in der
und ?
gewie
psych
Wisse
ökono
lichen
der st
Franz
facult
unter
brach
zweisc
Gesch
Mense
Licht,
gewal
der S
später
gegen
damal

hieren. Die Gefahr der subjektiven Verfälschung der Beobachtung ist damit denkbar groß, und sie steigert sich durch die Tatsache, daß in der wissenschaftlichen Beobachtung der seelischen Vorgänge die Beobachtung absichtlich angestellt wird. Das Moment der Absicht wird eine unvermeidliche Fehlerquelle, und so wird die Psychologie auf das experimentelle als das relativ sicherste, d. h. objektive exakte Forschung ermöglichende, Verfahren hingewiesen.

Nun bedeutet es aber eine völlige Unkenntnis der Wundtschen Psychologie, wenn immer noch behauptet wird, sie sei lediglich Experimentalpsychologie, oder, sie sei es vorwiegend. Die Hartnäckigkeit solchen Urteils belehrt nur über die Unselbständigkeit des Urteilens selbst in wissenschaftlich verantwortlichen Kreisen. Von den ersten Schriften an, von den Beiträgen zur Theorie der Wahrnehmung und vor allem in der ersten Auflage seiner Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele 1863 hat Wundt neben dem Experiment hingewiesen auf die Statistik, die Geschichte und die Völkerpsychologie als unerläßliche ergänzende Methoden und Wissenschaften. Es war die Zeit, in der sich die Nationalökonomie zu einer „wahren Naturgeschichte der menschlichen Gesellschaft“ zu erheben schien, und zwar mit Hilfe der statistischen Methoden. Insonderheit hatte die Schrift des Franzosen Quetelet, *Sur l'homme et le développement de ses facultés ou essai de physique sociale* 1835, 2. Auflage 1869 unter dem Titel *Physique sociale*, Aufsehen erregt. Sie brachte mit Hilfe der statistischen Methode z. B. Beziehungen zwischen sittlichen Zuständen und dem Lebensalter, dem Geschlecht, dem nationalen Charakter, der Beschäftigung der Menschen, dem Klima, der Witterung, der Jahreszeit ans Licht, die das Reich der Motivationen innerhalb der Ethik gewaltig ausdehnten. Ähnlich erhoffte der junge Wundt von der Statistik viel für die praktische Psychologie, während er später seine Erwartungen nicht erfüllt sah. Der Geschichte gegenüber als einem Hilfsmittel der Psychologie war er schon damals zurückhaltender, weil gerade die frühesten Quellen

zu spärlich und zu getrübt seien, um uns auf geschichtlichem Wege über die erste Entstehung der Erzeugnisse des Gemeinschaftslebens der Menschen Aufschluß zu geben. Dafür erhoffte er alles von der Völkerpsychologie, deren Forschungen, neu abgegrenzt, damals eben in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprache“ 1860 ff., herausgegeben von den beiden Herbartianern Lazarus und Steinthal, einen Mittelpunkt gefunden hatten. Und so sind in jenen Vorlesungen nicht weniger als 17, die 38. bis 54., völkerpsychologischen Betrachtungen gewidmet, dazu noch ohne die spätere Beschränkung auf die Dreiheit: Sprache, Mythos und Sitte. Gleichfalls wurde die Tierpsychologie stärker berücksichtigt als je wieder in einer späteren Schrift. Der Grund für die Heranziehung dieser Hilfsmethoden ist aber von Anfang an für Wundt ein und derselbe gewesen: die Erkenntnis, daß die experimentelle Methode nicht ausreicht. Einmal ist sie eingeschränkt auf das individuelle Bewußtsein. Aber kein Individuum ist restlos aus sich selbst zu erklären und zu verstehen. Es sind nämlich gleichzeitig in ihm seelische Kräfte wirksam, welche aus der menschlichen Gemeinschaft stammen, der es angehört. Dazu zählen so komplexe Erscheinungen wie Sprache, Kunst, Mythos, Sitte, Staat, allgemeine Willensformen. Was davon dem Einzelnen besonders zuzurechnen ist, das ist derart von unabsehbar verwickelten Bedingungen abhängig, ist bestimmt durch Überlieferung und Umgebung, daß die Psychologie über die Untersuchung des individuellen Bewußtseins hinaus sich den Gebieten zuwenden muß, in denen diese geistigen Erzeugnisse in ihrer Allgemeinheit und womöglich auch in ihren Entstehungsbedingungen aufzufinden sind. Und so tritt die Völkerpsychologie neben das Experiment als die große zweite Methode der Psychologie überhaupt. Sie bildet eine Ergänzung der Psychologie des Einzelmenschen und wegen der sich daraus ergebenden Einschränkung auf das Genetische an den Kulturercheinungen ist sie Völkerpsychologie in einem engeren Sinne, tendiert aber in den letzten Bänden

immer
auch
Sie
der zu
Tatsac
Unabh
Natur
jener
oder S
nisse.
innerh
unsere
rungen
lebens
zwar g
psych
völker
tun, o
„So ru
Ausdr
Mythu
regend
Psycho
und W
Wundt
der P
bändig
Fortse
samen
riment
dem V
zweier
mende
logisch
Als re
Wisser

immer mehr zu einer Psychologie der Volksindividualitäten, auch der gegenwärtigen Völker.

Sie bringt die Methode der Selbstbeobachtung wieder zu Ehren (Vps. I. 26 f.). Denn die völkerpsychologischen Tatsachen tragen die Merkmale relativer Beharrung und der Unabhängigkeit von dem Beobachter an sich, ähnlich wie die Naturgegenstände. Tatsachen wie der Bestand dieser oder jener Sprache, dieser oder jener mythologischen Vorstellung oder Sitte sind solche relativ beharrenden geistigen Erzeugnisse. Zugleich greift die Psychologie über die Erlebnisse innerhalb des kurzen Menschenlebens hinaus. Wir können unsere aus der inneren Wahrnehmung geschöpften Erfahrungen auf das gesamte Gebiet des menschlichen Geisteslebens der Vergangenheit und Gegenwart ausdehnen. Und zwar geht der Weg von der Individualpsychologie zur Völkerpsychologie. Man kann nach Wundt zum Verständnis der völkerpsychologischen Erscheinungen keinen sicheren Schritt tun, ohne von der experimentellen Psychologie auszugehen. „So ruht die Psychologie der Sprache zunächst auf der der Ausdrucksbewegungen, so die Psychologie der Kunst und des Mythos auf den schon inmitten der Sinneswahrnehmung sich regenden Äußerungen der Phantasietätigkeit, so endlich die Psychologie der Sitte auf den individuellen Triebhandlungen und Willensvorgängen“ (Grdz. I. 25). Darum kulminiert für Wundt die psychologische Leistung seines Lebens nicht in der Physiologischen Psychologie, sondern in der zehnbändigen Völkerpsychologie. Sie bringt die Erweiterung und Fortsetzung der Psychologie auf die Phänomene des gemeinsamen Lebens in Sprache, Mythos und Sitte. Es stehen experimentelle Psychologie und Völkerpsychologie „gleichzeitig in dem Verhältnis zweier einander ergänzender Teile und zweier nebeneinander wie nacheinander zur Anwendung kommender Hilfsmittel der Psychologie“. Die völkerpsychologischen Probleme aber sind Sprache, Mythos und Sitte. Als rein psychologische werden sie von keiner anderen Wissenschaft behandelt; an sie ist alles gesellschaftliche

Leben gebunden, das geistige Leben und Wirken eines jeden Einzelnen und alle geschichtliche Entwicklung gleichermaßen. Dabei sind sie wieder eng miteinander verflochten. „Wie sehr auch der Sprache als dem notwendigen Hilfsmittel des gemeinsamen Denkens der Vorrang gebührt, so trägt sie doch von Anfang an die Spuren des Mythos an sich; und die Sitte als Norm des Handelns ist so sehr Ausdrucksform der die Gemeinschaft beseelenden Vorstellungen und Gefühle, daß sie im Verhältnis zu den anderen Gebieten die Bedeutung eines Symptoms gewinnt, ohne daß jene so wenig sich denken lassen, wie etwa im individuellen Seelenleben Gefühle und Triebe ohne äußere Willenshandlungen“. In grober Gliederung lassen sich die drei Gebiete gewissen Erscheinungen des Einzelbewußtseins zuordnen. In der Sprache spiegelt sich vor allem die Vorstellungswelt des Menschen; die im Mythos wirksame Phantasietätigkeit zeigt sich entscheidend stets von Gefühlsrichtungen wie Furcht und Hoffen, Bewunderung und Staunen, Demut und Verehrung bestimmt; die Sitte endlich umfaßt alle die gemeinsamen Willensrichtungen, die über die Abweichungen individueller Gewohnheiten die Herrschaft erringen und sich zu Normen verdichtet haben, denen von der Gemeinschaft Allgemeingültigkeit beigelegt wird. Aber diese Betrachtung darf nie verkennen, daß alle drei Ergebnisse eines und desselben, nur in wissenschaftlicher Forschung zu gliedernden, psychischen Geschehens sind. „Die Sprache ist überall von Gefühlsmotiven abhängig und nach ihrem eigensten Charakter ist sie eine Willensfunktion. Nicht minder ist der Mythos von Vorstellungen und Willensmotiven erfüllt, und in der Sitte greifen, eben weil sie in allgemeinen Willensnormen besteht, fortwährend jene Vorstellungs- und Gefühlsprozesse ein, die den Willensvorgang zusammensetzen... Ähnlich bezeichnen aber die drei Begriffe Sprache, Mythos und Sitte selbst nur die Hapterscheinungen, mit deren Betrachtung sich die Völkerpsychologie beschäftigt und um die sich andere gruppieren. So sind an die Sprache die Anfänge der Poesie, so an den Mythos die ursprünglichen

Form
bei b
Inter
Phan
regen
Relig
der S
hunge
ihr z
indes
Kultu
Darst
Ordn
„Elen
diesel
meins
zu se
logisc
Haupt
misti
Entw

1. I
Prin
ist ein
doch
ist. D
aber
wisse
seelis
Hand
körpe
bunde
dann

Formen künstlerischer Betätigung überhaupt gebunden. Dabei besitzt die Kunst außerdem insofern ein selbständiges Interesse, als in ihr am unmittelbarsten die Entwicklung der Phantasie mit ihren alle seelischen Funktionen mächtig erregenden Wirkungen ihren Ausdruck findet. Ebenso ist die Religion zunächst mit dem Mythos und dann durch diesen mit der Sitte verwoben. Die Sitte endlich führt neben den Beziehungen zu Mythos und Sprache solche zu den anfänglich mit ihr zusammenfließenden Erscheinungen des Rechts mit sich, indes sich ihre weiteren Verzweigungen über die gesamte Kultur und Geschichte erstrecken“ (Vps. I. 36 ff.). Auf die Darstellung dieser völkerpsychologischen Probleme in der Ordnung des Nacheinander ließ Wundt 1912 seine Schrift „Elemente der Völkerpsychologie“ folgen und versuchte hier dieselben Erscheinungen „in ihrem Nebeneinander, ihren gemeinsamen Bedingungen und wechselseitigen Beziehungen“ zu schildern. Er ordnete sie zu „Grundlinien einer psychologischen Entwicklungsgeschichte der Menschheit“ nach vier Hauptperioden: Zeitalter des primitiven Menschen, das totemistische Zeitalter, das Zeitalter der Helden und Götter, die Entwicklung zur Humanität.

Die psychologischen Grundlehren

1. Die Aktualität des Seelenlebens und das Prinzip des Parallelismus. Die Psychologie Wundts ist eine Psychologie ohne Seele, wie es widerspruchsvoll und doch treffend von Lange und Lewes formuliert worden ist. Die primitive Ansicht aller Zeiten und Völker, ebenfalls aber eine philosophische Richtung aller Zeiten, die eine wissenschaftlich eingestellte Philosophie kannten, hält die seelischen Erlebnisse Vorstellen, Fühlen und Wollen für Handlungen eines selbständigen Wesens, das von unserm körperlichen Dasein verschieden, aber doch mit ihm verbunden ist, und zwar entweder zeitweilig oder dauernd und dann entweder mit erzeugt oder von außen (*διόραθεν*) ein-

geblasen. Vorstellungen, die auf der primitiven und mythologischen Stufe in den Vorstellungen der „Körperseele“ oder der „Hauchseele“ umgehen, in der Zivilisation der Gegenwart als „Auferstehung des Fleisches“, vor allem aber als „Geister“ spiritistischer Seancen ein dunkles und in der Form ihrer Gebundenheit an dreibeinige Tische eine bedauernswerte Existenz weiterfristen. Die philosophische Ansicht ist nichts anderes als der begriffliche Extrakt dieser Vorstellungen in seiner höchsten Abstraktion. Der Philosoph ist immerhin allzu sehr aufgeklärt, um nicht die mythologischen und primitiv-religiösen Phantasievorstellungen aus dem Seelenbegriffe zu beseitigen, und er behält nur das nach seiner Ansicht am Begriffe Wesentliche zurück: die Selbständigkeit gegenüber dem Leibe und das Beharren im Wechsel der inneren seelischen Zustände wie der Beziehungen zur äußeren Körperwelt. So gelangt der Philosoph zur Annahme einer *Seelensubstanz*.

Die Substanztheorien suchten sich gerade seit der Mitte des 19. Jahrhunderts um so mehr Geltung zu verschaffen, weil der neue Materialismus in einflußreichen Richtungen das Seelisch-Geistige überhaupt leugnete oder es doch in Materie verwandelte. So hatte Th. Piderit, in „Gehirn und Geist. Entwurf einer physiologischen Psychologie für denkende Leser aller Stände“, 1863, aus der Strukturähnlichkeit von Gehirn und Rückenmark auf die Funktionsähnlichkeit geschlossen und in dem Reflexvorgang das Vorbild aller psychischen Verrichtungen gesehen; wie der Rückenmarkreflex in Empfindung und Bewegung, so sollte der Gehirnreflex in Vorstellung und Willen bestehen. Solchen weit verbreiteten Anschauungen gegenüber nahmen Imm. H. Fichte in seiner 1866 erschienenen Psychologie und Hermann Ulrici in „Leib und Seele, Grundzüge einer Psychologie des Menschen“, 1866 an, daß die Seele den physischen Leib als eine Art Ätherleib durchdringe, der von den körperlichen Organen beeinflußt werde, weil er unmittelbar in ihnen anwesend sei und der die Sinneseindrücke darum in räumlicher Form auf-

fasse, weil er selber ein räumliches Wesen sei. Wundt¹⁾ wandte sich gegen solche Versuche, weil ein denkender Ätherleib keine bessere Hypothese zur Erklärung der seelischen Erscheinungen sei als ein denkendes Gehirn, vor allem aber wies er darauf hin, wie diese Bestrebungen der idealistischen Philosophie, spekulative Bedürfnisse mit den naturwissenschaftlichen Ergebnissen in Einklang zu bringen, selber zu groben materialistischen Konstruktionen verführten. Die Geschichte der Wissenschaft sei angefüllt mit Beispielen eines unbeabsichtigten Materialismus, „der freilich mit dem naiven Materialismus der frühesten griechischen Philosophen mehr Ähnlichkeit hat als mit der raffinierten Kraft- und Stofflehre unserer modernen Iatrochemiker, weshalb man auch beiderseits von dieser metaphysischen Wahlverwandtschaft nichts wissen will“. Als sich dann in den siebziger Jahren die Lehre von der Seelensubstanz als eine Stütze des Spiritismus erwies und Ulrici auf die Künste eines exotischen Schamanen, des amerikanischen Mediums Henry Slade, hineinfel, in ihnen sogar eine Kräftigung des gesunkenen Glaubens an eine höchste sittliche Weltregierung gegenüber dem Materialismus und der Gleichgültigkeit der Zeit erblickte, da sah sich Wundt genötigt, dagegen in einem offenen Briefe „Der Spiritismus. Eine sogenannte wissenschaftliche Frage“ 1879 im Namen der Wissenschaft wie der Philosophie und der Religion aufzutreten. Und besonders stellte er wieder den groben Zug zum Materialismus heraus, der sich in der Behauptung der Materialisationen der Gespenster offenbare, so daß ihm der Spiritismus nur ein Zeichen des Materialismus und der Kulturbarbarei der Zeit war. Er müsse eine beklagenswerte intellektuelle Verwüstung zur Folge haben, den Aberglauben, den schlimmsten Feind der Sittlichkeit und der Religion, befördern und wissenschaftliches Forschen in Mißkredit bringen. Ohne das metaphysische Interesse zu verkennen, das auch der Frage nach

¹⁾ Neuere Leistungen auf dem Gebiete der physiolog. Psychologie. Viertelj. für Psychiatrie, Psychologie und gerichtliche Medizin, 1867.

der Bedeutung des Begriffs einer substantiellen Seele zukommt, hat Wundt jederzeit die empirische Psychologie als solche an dieser Frage als gänzlich unbeteiligt hingestellt. „Denn wie man auch über die Notwendigkeit denkt, zu dem Gesamthalt dessen, was wir das seelische Leben nennen, eine transzendente Substanz als Trägerin vor auszusetzen, gewiß ist, daß wir es in der Erfahrung niemals mit einer solchen zu tun haben, und daß, wo man etwa über diesen Punkt anders dachte, die Voraussetzungen über die Seelensubstanz entweder sich als unnütze metaphysische Ornamente erwiesen oder zu zweifelhaften, wenn nicht direkt der Erfahrung widerstreitenden Folgerungen führten“ (VPs. I. 9).

Anstelle des substantiellen hat Wundt dem aktuellen Seelenbegriff zum Siege verholfen. Dieser Seelenbegriff hat seine älteste philosophische Begründung und Fassung durch Aristoteles gefunden. Für ihn ist die Seele die „Entelechie, d. h. die zwecktätige Aktualität eines lebenden Körpers“, also keine Substanz neben dem Körper, sondern das Ganze der Lebensvorgänge eines Körpers. Freilich sah sich Aristoteles gezwungen, um die letzten metaphysischen und theologischen Vorstellungen unterzuordnen, doch auf ein selbständiges, vom Leibe trennbares Wesen zurückzugreifen, nämlich auf die tätige Vernunft (*νοῦς ποιητικός*), das höchste Seelenvermögen. Darum war auch die Psychologie des Stagiriten vor allem geeignet, im Zeitalter der scholastischen Philosophie Glauben und Wissen zu vereinigen, weil sich nach Belieben und je nach dogmatischem Erfordernis bald der Standpunkt der Aktualität, bald derjenige der Substantialität der Seele einnehmen ließ. Kant ist es wieder gewesen, der die Seelensubstanz als ein metaphysisch-scholastisches Gebilde zerschlug und aus ihren letzten dunklen Zuflüchten verschleuderte. Freilich verfolgte er dabei die Absicht, die Seelensubstanz auf das Gebiet des praktisch-religiösen Glaubens zurückzuführen und so der Psychologie ganz zu entwenden. Aber auch hier gingen die Diadochen weiter, vor allem Hegel. Wie sie alle den „Dingen an sich“ den Gar aus mach-

ten, so auch einem solchen Seelending. Die Weltentwicklung löste Hegel auf in eine Selbstentwicklung der Vernunft nach ewigen Gesetzen, und ein Teil dieses vernunft erfüllten Wirklichen waren die seelischen Erlebnisse. Diese konnten also nicht mehr als Handlungen einer selbständigen beharrenden Seele hingenommen werden, ebenso wenig wie das gesamte Weltgeschehen als Ablauf eines Planes, der hinter dem Weltgeschehen gefaßt war und dort dauernd stand, wie der Spielplan eines Regisseurs. Damit wurde alles geistige, und so auch das seelische Geschehen vom Hegelschen Standpunkt aus Aktualität, unmittelbar erlebte Wirklichkeit. Ebenso ist für Wundt unsere Seele „nichts anderes als der Gesamtinhalt unserer inneren Erlebnisse selbst, unseres Vorstellens, Fühlens und Wollens, wie es sich im Bewußtsein zu einer Einheit zusammenfügt und in einer Stufenfolge von Entwicklungen schließlich zum selbstbewußten Denken und freien sittlichen Wollen erhebt. Nirgends wird uns in der Erklärung des Zusammenhangs unserer Erlebnisse ein Anlaß gegeben, diesen aktuellen Seelenbegriff auf etwas zurückzuführen, das nicht wieder dieser Zusammenhang des Vorstellens, Fühlens und Wollens selbst wäre“ (Vorl. 564). Eine transzendente Substanz ist eine Fiktion; denn wie man auch suchen mag, immer verbleiben wir innerhalb des seelischen Geschehens, und so läßt sich noch kürzer sagen: die Seele ist nichts anderes als das seelische Geschehen selbst (Grdz. III. 738).

Im Gegensatz zu den Naturwissenschaften, die auf ein Substrat der Naturerscheinungen, die Materie, oder wie man es nennen mag, notgedrungen zurückgreifen, kann demnach die Seelenlehre auf ein letztes Substrat verzichten, und das Wort Seele behält sie nur als Hilfsbegriff insofern bei, als wir durchaus „eines die Gesamtheit der psychischen Erfahrungen des individuellen Bewußtseins zusammenfassenden Begriffs“ bedürfen (Gr. 388). Sind wir aber nicht — so lautet ein hier oft erhobener Einwand — imstande, frühere Erlebnisse zurückzurufen, zu reproduzieren? Muß dann nicht eine Spur zurückgeblieben sein, welche die spätere Erneue-

rung erklärt? Darauf entgegnet Wundt, daß sich kein psychischer Vorgang je unverändert erneuern lasse. „Jede erinnerte Vorstellung ist in Wahrheit ein neues Gebilde, das aus zahlreichen Elementen verschiedener früherer Vorstellungen zusammengesetzt ist.“ Überhaupt ist die Annahme einer solchen verbleibenden „Spur“ eine Hypothese, die lediglich nach Analogie physischer Vorgänge aufgestellt ist; denn eine physikalische Einwirkung auf den Körper läßt allerdings eine mehr oder minder lang dauernde Änderung am Körper zurück. Ähnlich wird in den Nerven die Nerven-erregung eine Nachwirkung zurücklassen, und diese Nerven-Veränderungen sind auch sicherlich von Bedeutung für die physiologische Seite der Übungs- und Erneuerungsvorgänge. Es ist aber falsch, diese Vorstellung auf das seelische Geschehen zu übertragen. Das hätte nur dann einen voll berechtigten Sinn, wenn etwa die Seele mit dem Gehirn identisch oder irgendwo im Körper lokalisiert wäre. Denn die Spuretheorie setzt ein dauerndes, selbständiges Substrat voraus. Im Nerven bleibt ja auch nur deswegen eine Spur zurück, weil der Nerv ein derartiges Substrat ist. Im Seelischen ist aber ein Gleiches ausgeschlossen. Denn seelisches Geschehen ist nicht Erscheinung an einem Substrat wie das Leuchten am Phosphor, sondern ein unmittelbares wirkliches Ereignis, und Nachwirkungen können demnach gar nicht anders gedacht werden denn ebenfalls wieder in der Form unmittelbar gegebenen seelischen Geschehens. Und würden wir zur Annahme einer unbewußten, unter der Schwelle des Bewußtseins fortdauernden Vorstellung greifen, so könnten wir uns eine solche unbewußt fortdauernde Vorstellung wiederum nur denken als dasjenige Geschehen, das sie war, solange wir uns ihrer bewußt waren, nur daß sie jetzt die Bewußtheit verloren hätte. Alles führt mithin darauf, daß „das wahre Wesen der Seele in nichts anderem besteht als in dem geistigen Leben selber“.

Unmittelbares Erlebnis ist nun aber auch die stete Gebundenheit der seelischen Vorgänge an körperliche, der

Seele an einen Leib. Und hier liegt eines der Urprobleme der Wissenschaft wie des philosophischen Nachdenkens. Wundt stellt sich zunächst auf den Standpunkt der praktischen Lebenserfahrung und zeigt, daß für sie dies Problem nicht besteht. Sie nimmt es als eine unmittelbare Tatsache der Wirklichkeit hin, daß Leib und Seele zusammengehören, und daher die Einheit von Seele und Leib hin wie die Einheit von Form, Glanz und Lichtbrechung an einem Kristall. Die Auflösung dieser Einheit erfolgt erst im wissenschaftlichen Denken. Dieses legt die objektiven und die subjektiven Bestandteile am Gegenstande auseinander und weist sie verschiedenen Wissenschaften zu: den Naturwissenschaften und der Psychologie. Aber solche wissenschaftliche ökonomische Arbeitsteilung gewährt kein Recht, jene ursprüngliche Einheit in Zweifel zu ziehen. Vielmehr haben es beide wissenschaftlichen Betrachtungsweisen, die naturwissenschaftliche wie die psychologische, mit ein und demselben zu tun: mit der „ganzen ungeteilten Welt der Erfahrung“, nur so, daß sie in der Naturwissenschaft unter einem andern Gesichtspunkte, nämlich unter Abstraktion von allem Subjektiven, untersucht wird, während die Psychologie gerade die von dem wahrnehmenden Subjekt selbst erlebte Erfahrung in ihrer ganzen Unmittelbarkeit zum Gegenstande hat. Für die naive Auffassung besteht als selbstverständlich eine Einheit von Leib und Seele, und so kennt sie überhaupt nicht das schwierige Problem, das die Naturwissenschaft und die Psychologie aufstellen, nachdem jede von ihnen, scharf voneinander getrennt, ihr Sondergebiet untersucht hat: wie denn nun die Beziehungen zwischen den beiden Standpunkten aufzufassen seien.

Für die Deutung dieser Beziehungen lehnt Wundt es ab, das Physische als Bedingung des Psychischen oder umgekehrt dies als die Bedingung des ersteren anzusehen. Denn Grund und Folge setzen stets ein gleichartiges Ganzes voraus, in dem sie als Glieder enthalten sind. Psychische und physische Erscheinungen sind aber an sich unvergleichbar.

Der Wille und die äußere Bewegung, die den Willensentschluß begleiten, bilden wohl ein Ganzes, insofern als beide zu ein und demselben Menschen gehören, „der uns in der Erfahrung nur als Verbindung immerwährender geistiger und körperlicher Tätigkeiten bekannt ist. Gleichwohl lassen sich ein Willensakt und eine Muskelbewegung in keiner Anschauung als miteinander verbundene Momente darstellen. Denn was in der äußeren Anschauung verbunden werden soll, muß sich in eine bestimmte räumliche Ordnung bringen lassen; es fehlt uns aber jede Möglichkeit, die Gefühle, aus denen sich der Willensvorgang zusammensetzt, mit der äußeren Muskelbewegung in ein Ganzes räumlicher Anschauung zusammenzufassen. Zwar können wir den Willensvorgang mit der Vorstellung der Muskelbewegung zu einem Ganzen verbunden denken; denn von der Vorstellung der auszuführenden Bewegung kann der Wille möglicherweise bestimmt sein — wie er aber von der objektiven Bewegung selber bestimmt sein sollte, dies vermögen wir nicht einzusehen, weil wir eben der Vorstellung in dem Moment, wo wir sie bloß als ein Objekt außer uns denken, gerade jene Eigenschaft nehmen, durch die sie in der wirklichen Erfahrung tatsächlich mit dem Willensakte verknüpft ist“ (S. I. 378 f.). Oder nach einem anderen Beispiele, das Wundt aufführt: „Aus der Empfindung Blau als solcher läßt sich ebenso wenig die Wellenlänge der entsprechenden Farbe und die von dieser erzeugten photochemischen Wirkungen auf der Netzhaut, wie umgekehrt aus der Wellenlänge und aus den Nervenprozessen in Netzhaut und Sehzentrum die subjektive Empfindung Blau ableiten“ (Grdz. III. 746). Immer aber erleben wir, daß Psychisches Physischem zugeordnet ist, und es folgt für den Psychologen aus dieser Tatsache mit Notwendigkeit ein heuristisches Prinzip folgenden Wortlauts: „Überall, wo regelmäßige Beziehungen zwischen psychischen und physischen Erscheinungen bestehen, sind beide weder identisch noch ineinander transformierbar; denn sie sind an sich un-

vergleichbar; aber sie sind einander in der Weise zugeordnet, daß gewisse psychische gewissen physischen Vorgängen regelmäßig entsprechen oder, wie man sich bildlich ausdrückt, daß beide „einander parallel gehen“.

So ergibt sich das Prinzip des psychophysischen Parallelismus. Ein Prinzip, kein Gesetz, wie Wundt es im letzten Jahrzehnt in seinen methodologischen Definitionen immer deutlicher und schärfer betont hat. Das Gesetz ist allgemein, ist ein Satz, ein Gesetztes, das selber eine grössere Zahl komplexer Tatsachen in einen übereinstimmenden Ausdruck zusammenfaßt; es ist in einer Menge von Tatsachen gegeben, so das Fallgesetz, das Pendelgesetz. Ein Prinzip dagegen ist ein solcher Satz, „der als einfache, nicht weiter abzuleitende Voraussetzung der Verknüpfung der Tatsachen eines Gebietes zugrunde gelegt wird“ (Grdz. III. 767). Es ist im Gegensatz zum Gesetz „also selbst nie unmittelbar als Tatsache nachweisbar, es kann immer nur aus einer großen Zahl von Tatsachen gefolgert oder zu ihnen postuliert werden“. So ist auch der bekannte Satz von der Erhaltung der Energie ein Prinzip und als solches kein unmittelbarer Ausdruck eines gegebenen zusammengesetzten Tatbestandes; und daran ändert der Umstand nichts, daß man mit Hilfe dieses Prinzips eine Anzahl einzelner Gesetze, insbesondere sämtliche physikalischen Äquivalenz- und Transformationsgesetze, interpretieren kann. Das nämliche gilt vom Prinzip des psychologischen Parallelismus. Es läßt sich nicht unmittelbar aus Tatsachen erweisen, wie etwa das Gesetz der Lichtbrechung aus allen einzelnen Erscheinungen der Lichtbrechung, sondern es ist die nicht weiter abzuleitende Voraussetzung der Verknüpfung seelischer und körperlicher Tatsachen; demnach kein Gesetz. Und Wundt führt es ferner in seiner Psychologie streng als heuristisches Prinzip durch. Gefunden an der unmittelbar und in der praktischen Lebenserfahrung gegebenen Einheit von Leib und Seele, die erlebbar ist und täglich von jedermann erlebt wird, hat es

nun innerhalb der psychologischen Wissenschaft genau so viel Wert, als es zur Auffindung und zur Ausdeutung der Beziehungen zwischen Körperlichem und Seelischem dient. Deswegen ist es nun auch ein empirisches Prinzip, kein metaphysisches. Da aber die ältere philosophische Form dieses Prinzips metaphysischen Charakter trug, bei Descartes, Spinoza, den Okkasionalisten, Leibniz, und ihnen ein „apriori notwendiges metaphysisches Weltgesetz“ wurde, so erklärt sich bei der Mehrzahl der gegen Wundts psychologisches Prinzip gerichteten Einwände und Angriffe die Kritik aus einer, mit zäher Beharrlichkeit festgehaltenen, irrigen Einstellung, die nur durch unbewußt einwirkende Reminiszenzen an jene ältere Fassung verständlich wird. Sie wirkt dennoch befremdend, weil Wundt von seinen Jugendaufsätzen an der unermüdliche und erfolgreichste Bekämpfer aller Vermengung von Metaphysik und Psychologie gewesen ist. Auch setzt das Parallelismusprinzip überall dort, wo es im metaphysischen Sinne genommen wird, die Hypothese einer Seelensubstanz voraus und führt außerdem in jeder Form und Färbung dann zu einer intellektualistischen Betrachtung des Seelenlebens, während Wundt den aktuellen Seelenbegriff lehrt und eine voluntaristische Psychologie. Da es zudem für ihn lediglich heuristische Geltung besitzt, ist auch die Art seiner Geltung völlig von dem des metaphysischen Prinzips verschieden. Nach diesem muß apriori, absolut und unumschränkt jedem Physischen ein Psychisches entsprechen und umgekehrt, am bekanntesten in dem Satze Spinozas: *ordo et connexio idearum idem est ac ordo et connexio rerum*. Aber als empirisches und heuristisches Prinzip reicht der Parallelismus „genau soweit, als seelische Vorgänge entweder unmittelbar in der subjektiven Erfahrung gegeben sind oder mit großer Wahrscheinlichkeit auf Grund objektiver Merkmale angenommen werden können“. Die Entscheidung liegt demnach ganz und gar bei der Erfahrung, genau so gut wie bei der Feststellung von Naturerscheinungen und deren Prinzipien. Und das Ergebnis

nun
an di
ment
keine
Proze
paral
cholo
gült
2.
tätsps
logie.
der
gleich
die S
die r
Philo
tätsps
gesam
logie,
gends
Subst
hand
ganze
sucht
mäßig
erfors
Assoz
Bestr
ältest
rück:
Geger
H u n
lich g
und c
ersch
stellte

nun der physiologischen Psychologie in ihrer steten Bindung an die Tatsachen der Erfahrung lautet: „Daß es keinen elementaren seelischen Vorgang, also keine Empfindung und keine Gefühlserregung gibt, der nicht ein physiologischer Prozeß oder vielmehr ein Komplex physiologischer Prozesse parallel ginge“ (Grdz. III. 758). Die wissenschaftliche Psychologie hat damit den Parallelismus als ein allgemeingültiges heuristisches Prinzip erwiesen.

2. Assoziation und Apperzeption. Die Aktualitätspsychologie Wundts ist zugleich Apperzeptionspsychologie. Das ist keine notwendige Verbindung. David Hume, der Mitbegründer der Assoziationspsychologie, verwarf gleichfalls die Annahme einer Seelensubstanz und nannte die Seele ein Bündel von Vorstellungen. Es gehört jedoch die neuere Assoziationspsychologie neben der spekulativen Philosophie der Romantik zu den Wegbereitern der Aktualitätspsychologie. Denn wie diese, so betonte auch sie für das gesamte geistige Geschehen wie für die empirische Psychologie, daß es diese nur mit wirklichem seelischem Leben, nirgends mit einer hinter diesem verborgenen transzendenten Substanz zu tun habe. Allein die Assoziationspsychologie behandelte die „Ideen“, die Vorstellungen wie selbständige, im ganzen unverändert bleibende Objekte des Bewußtseins und suchte die Veränderungen im Bewußtsein aus dem gesetzmäßigen Verhalten dieser Vorstellungen zu erklären; man erforschte die Formen und Gesetze, nach denen sich die Assoziationen vollziehen. Dabei zeigte sich früh schon das Bestreben, diese Assoziationsgesetze herabzumindern. Die älteste Zahl, eine Vierzahl, geht bis auf Aristoteles zurück: Vorstellungen assoziieren sich nach Ähnlichkeit oder Gegensatz, räumlicher Begleitung oder zeitlicher Folge. Hume schaltete das Gesetz des Gegensatzes aus, um es, freilich gekünstelt, als eine Mischung aus denen der Ähnlichkeit und der Ursächlichkeit zu erklären. Denn die Ursächlichkeit erschien ihm gleichfalls als ein Assoziationsgesetz, und er stellte es mit dem der Ähnlichkeit und dem der räumlich-

zeitlichen Berührung zusammen. Über ihn hinaus gingen spätere Assoziationspsychologen, vor allem John Mill, um die verschiedenen Gesetze auf ein einziges zurückzuführen. Auf diese Weise wäre das Seelenleben unter ein großes oberstes Gesetz gefaßt und damit der psychische Mechanismus gleich der physischen Mechanik gesetzmäßig vereinheitlicht. Alle diese Bemühungen aber um solches oberstes Gesetz, ob es, wie Harald Höffding meint, das der Ähnlichkeit, oder mit Alfred Lehmann das der Berührung ist, scheitern daran, daß keine Theorie ohne hypothetische Zwischenglieder auskommt; es läßt sich darum in allen solchen Grenzfällen ebenso viel zugunsten einer anderen Assoziationsform aussagen. „So leitet z. B. der Anhänger der Ähnlichkeit die Assoziation der Farben Orange und Gelb aus ihrer unmittelbaren subjektiven Verwandtschaft, der Anhänger der Berührung aus ihrer benachbarten Stellung im Spektrum her; jener bezieht die Assoziation zwischen Cäsar und Napoleon auf deren analoge Eigenschaften, dieser auf den Umstand, daß beide oft zusammen genannt werden“ (Grdz. III. 532). Der Grundfehler liegt für Wundt in der falschen Auffassung der Assoziation als einer Verbindungsform selbständiger, relativ unveränderlicher Objekte, die sich, am bekanntesten an den „Vorstellungen“ der Herbart'schen Psychologie, gegenseitig bedrängen, verdrängen, hemmen und steigen lassen, immer aber nur in einen äußeren Kontakt miteinander treten können. Assoziation ist demnach ein Vorgang, bei dem irgend eine fix und fertig gegebene Vorstellung a eine andere b ins Bewußtsein ruft. Die Überwindung dieser Anschauung erfolgte in dem Augenblicke, wo die Vorstellung als das hingenommen wurde, was sie in Wahrheit ist, nämlich als ein Akt des Bewußtseins und nicht mehr als ein selbständiges Objekt, als ein wandelbarer Prozeß und nicht wie ein Dominostein, der anderen Steinen zugefügt, weggenommen und mit anderen durcheinandergerüttelt werden kann. Die Auflösung des alten Assoziationsbegriffes ist aber zuerst durch die Physiologie, und zwar die

Sinne
folgt.
ziatio
neue
Akust
mung
eleme
gen b
Wahr
daher
unver
Proze
verwe
(R. 2
begrif
Assoz
sonde
findun
die ps
W
wie B
von d
Bewuß
tion
schaff
versta
Vorste
zweite
bewuß
der B
dental
Selbst
Bedin
nen.
quick
die V

Sinnesphysiologie, und nicht innerhalb der Psychologie erfolgt. Dort wurde zuerst die bisherige Auffassung vom Assoziationsmechanismus zurückgewiesen und gleichzeitig der neue Assoziationsbegriff gewonnen. Denn die physiologische Akustik und Optik zeigte in ihrer Analyse der Wahrnehmungsvorgänge, „daß sich die Sinneswahrnehmung nur aus elementaren Assoziationsprozessen einfacher Empfindungen begreifen lasse, von denen zahlreiche bei jeder einzelnen Wahrnehmung zusammenwirken. Die Vorstellungen sind daher in Wahrheit nicht feste oder auch nur annähernd unveränderliche Gebilde, sondern sie sind selbst wandelbare Prozesse, deren Elemente sich in der mannigfaltigsten Weise verweben oder zu eigenartigen Neubildungen verschmelzen“ (R. 212 f.). Nach der neuen Auffassung des Assoziationsbegriffes ist die Vorstellung nichts Dingliches mehr, und die Assoziation vollzieht sich nicht zwischen den Vorstellungen, sondern „zwischen den elementaren Vorgängen, den Empfindungen, und nicht zum wenigsten den Gefühlen, aus denen die psychischen Gebilde bestehen“ (Grdz. III. 533).

War es die Untersuchung der seelischen Elementarprozesse wie Empfinden und Wahrnehmen, welche die Vorstellung von der Assoziation reformierte, so diejenige der komplexen Bewußtseinsvorgänge, welche den Begriff der Apperzeption erneuerte und zugleich reformierte. Leibniz verschaffte ihm zuerst Geltung innerhalb der Philosophie und verstand unter Apperzeption einmal den Begriff der klaren Vorstellung im Gegensatz zur dunklen der Perzeption und zweitens die Aufnahme einer Vorstellung in das Selbstbewußtsein. Über die Wolffsche Philosophie wanderte der Begriff zu Kant und begegnet hier in der „transzendentalen Apperzeption“. Sie war ihm die an das denkende Selbstbewußtsein gebundene Einheitsfunktion als die letzte Bedingung aller einzelnen apriorischen Erkenntnisfunktionen. Bei Herbart wurde Apperzeption sodann in Verquickung psychologischer und metaphysischer Vorstellungen die Verbindung einer neu in das Bewußtsein eintretenden

Vorstellung mit einer „herrschenden Vorstellungsmasse“, worunter Herbart das Selbstbewußtsein repräsentiert sah. Er war damit auf die zweite der Bedeutungen zurückgegangen, die Leibniz dem Begriffe gegeben hatte. Wundt befreite auch ihn von allem Philosophisch-Metaphysischen und nahm ihn in rein empirisch-psychologischem Sinne auf. Die Beziehung auf das Selbstbewußtsein ließ er völlig beiseite und hielt sich an die erste der von Leibniz ihm verliehenen Bedeutungen: die relative Klarheit der Bewußtseinsinhalte. Diese außerordentlich verschiedene Klarheit ist an die Tätigkeit der Aufmerksamkeit geknüpft, und je nach der Stellung von Bewußtseinsvorgängen innerhalb des „Blickfeldes“ des Bewußtseins wird ihre Klarheit größer oder geringer sein. Den Eintritt einer Vorstellung in das innere Blickfeld nennt nun Wundt die Perzeption, ihren Eintritt in den Blickpunkt oder das „Aufmerksamkeitsfeld“ die Apperzeption. Der innere Blickpunkt im Blickfelde des Bewußtseins ist nämlich der Teil des Feldes, dem die Aufmerksamkeit zugekehrt ist. „Nach allem diesem sind Aufmerksamkeit und Apperzeption Ausdrücke für einen und denselben psychologischen Tatbestand“ (Grdz. III. 315). Gleichzeitig ändert sich aber auch das Verhältnis der Apperzeption zur Assoziation. Für Herbart war sie nur ein Spezialfall der Verschmelzung der Vorstellungen, d. h. der Assoziation; für Wundt dagegen bauen sich die Apperzeptionen ebenso auf den Assoziationen auf, wie sich diese auf den elementaren Empfindungen aufbauen. „Sie setzen sie voraus und würden nicht ohne sie bestehen; sie sind aber ihnen gegenüber neue Schöpfungen von spezifischen Eigenschaften“.

In den neu hinzukommenden Eigenschaften des apperzeptiven Aktes bekundet sich die beherrschende Einwirkung des Willens auf das gesamte Vorstellungsleben. Schon die Aufmerksamkeit ist ein Willensakt, die Apperzeption selbst eines einzelnen Inhaltes eine Willensleistung, mehr noch zeigt sich der Einfluß des Willens in den Apperzeptionsverbindungen. Als Verbindungen höherer Stufe gegen-

über
durch
einem
öffnen
am r
lunge
diese
halb
logie

3. I

hervo
vor a
mit d
übera
konkr
„was
wahr
mit e
Vorst
ein i
auch
schlos
Wille
wobei
nur
handl
vorgä
Affek
Ob d
Wille
Gefül
Wolle
Endst
In de
zifise
Affek

über den Assoziationen unterscheiden sie sich von diesen dadurch, daß bei ihnen die Apperzeption eine aktive ist, von einem stärkeren Tätigkeitsgefühl begleitet wird. Und so eröffnen gerade die apperzeptiven Verbindungen, wie sie sich am reichsten in der Sprache und in den sittlichen Vorstellungen entfalten, den Einblick in das Reich des Willens. Und diese Stellung, welche Wundt den Willensvorgängen innerhalb des seelischen Geschehens verleiht, macht seine Psychologie zu einer voluntaristischen.

3. Der Voluntarismus. Die Willenslehre zählt zu den hervorstechendsten Merkmalen der Wundtschen Psychologie, vor allem wegen ihrer Verbindung mit der Gefühls-, richtiger mit der Affektlehre. Einen abstrakten Willen, der immer und überall derselbe wäre, kann es nicht geben, sondern nur ein konkretes einzelnes Wollen, dieses oder jenes Wollen. Und „was wir bei einem solchen einzelnen Wollen stets in uns wahrnehmen, das ist ein Gefühlsverlauf, der zugleich mit einem mehr oder weniger deutlichen Empfindungs- und Vorstellungsverlauf verbunden ist. Dabei ist dieser Verlauf ein in sich zusammenhängendes Geschehen, weshalb denn auch jeder einzelne Willensvorgang als eine relativ geschlossene seelische Einheit erscheint“ (Grdz. III. 221 f.). Die Willensvorgänge bilden daher eine Klasse von Affekten, wobei freilich der Begriff Affekt erweitert wird und nicht nur den starken und stärksten gefühlsbetonten Willenshandlungen vorbehalten werden darf. Wundt lehrt: Willensvorgänge sind tatsächlich immer Affekte. Ein Wollen ohne Affekte gibt es ebenso wenig wie einen Affekt ohne Gefühle. Ob demnach ein Affekt ein eigentlicher Affekt oder ein Willensvorgang ist, das läßt sich im Anfangsstadium des Gefühlsverlaufs niemals mit Sicherheit entscheiden. Was das Wollen charakterisiert, das tritt vielmehr immer erst im Endstadium, im Vorgang der Lösung des Affekts hervor. In der besonderen Form der Affektlösung liegt der spezifische Charakter der Willensvorgänge. Der eigentliche Affekt klingt nämlich allmählich ab oder geht unmittelbar

in neue Affekte über, ein Willensakt endigt mit einer raschen und zumeist auch vollständig eintretenden Affektlösung. Diese Lösung besteht darin, daß Gefühle mit begleitenden Vorstellungen erzeugt werden, die nun den Affekt, der den Willensvorgang einleitete, selbst zum Stillstand bringen. Ganz allgemein lassen sich darum Willensvorgänge definieren als „Affekte, die durch ihren Verlauf ihre eigene Lösung herbeiführen“ (Grdz. III. 324). Jene gefühlsbetonten Vorstellungen, die den Verlauf des Willensvorgangs kennzeichnen, sind, soweit sie Einfluß auf die schließliche Lösung des Affekts besitzen, die *Motive* im Willensvorgang.

Dadurch nun, daß die Gefühle gleichsam erst zu ihrer selbständigen Entwicklung in den Willensvorgängen gelangen, erhält das einzelne Gefühl die Bedeutung eines psychischen Elements, welches mithin erst durch die Verbindung, die es im Willensvorgang eingeht, vollständig charakterisiert wird. Gefühle aber sind Zustände der Tätigkeit oder des Leidens, und wir beziehen sie unmittelbar als Zustände des Subjekts auf die mit ihnen verbundenen, als Objekte gedachten Vorstellungen. „Wir leiden von den Vorstellungen, indem sie uns ohne unsre eigene Tätigkeit gegeben werden; und wir selbst sind vorstellend tätig, indem wir uns bewußt sind, Vorstellungen oder Änderungen an gegebenen Vorstellungen zu erzeugen. So sind die Gefühle des Leidens und der Tätigkeit aneinander und an das Vorstellen gebunden: wir würden nicht leiden von den Vorstellungen, wenn wir nicht die Macht in uns trügen, Änderungen an ihnen hervorzubringen, und wir würden uns dieser Macht nicht bewußt werden, wenn uns nicht Vorstellungen ohne sie gegeben wären“ (S. I. 371). Somit gelangt von den Vorstellungen ausgehend über das Gefühl hinauf im Willensvorgang das Bewußtseinsleben zu einer höchsten Entwicklung. Zudem sind die Willensvorgänge typisch für die seelischen Tatsachen überhaupt. Diese sind ja „Ereignisse, nicht Gegenstände; sie verlaufen, wie alle Ereignisse, in der Zeit und sind in keinem Momente die nämlichen, die

sie in
alles
zu erl
nies
die P
übern
cholog
schrei
logisc
gründ
Psych
vor, u
psych
lich a
„intell
intelle
Beglei
sollen
etwa
Erst
die G
fühl.
Anal
fortwä
Psyche
die ei
schehe
jenige
Von
Wund
ist Ak
lebnis
sind s
aus d
So ko
risch

sie in einem voraufgegangenen waren“. Dieser Charakter alles Seelischen ist am deutlichsten an den Willensvorgängen zu erkennen. Deswegen hat Wundt die von Ferdinand Tönnies geprägte und durch Fr. Paulsens „Einleitung in die Philosophie“ verbreitete, auch von hier aus von Wundt übernommene Bezeichnung „Voluntarismus“ für seine Psychologie seit Ende der neunziger Jahre selber angewandt; er schreibt 1906 geradezu von seiner „Bekehrung zum psychologischen Voluntarismus“ (Ess. 217). Das hat zwei Hauptgründe: 1. er hat dem Willen innerhalb der empirischen Psychologie zur Selbständigkeit verholfen, während er zuvor, und heute noch in den Systemen der Assoziationspsychologie, aus Empfindungen oder Vorstellungen, namentlich aus den komplexen Verbindungen der Vorstellungen, den „intellektuellen Vorgängen“, abgeleitet wird, mindestens intellektuelle Prozesse teils als Vorbedingungen, teils als Begleiterscheinungen notwendig im Willensakte vorkommen sollen. Der Wille erscheint dann selber als eine Vorstellung, etwa die einer Bewegung, oder als ein intellektueller Akt. Erst die voluntaristische Psychologie verschafft dem Willen die Gleichberechtigung neben Vorstellung und Gefühl. 2. lehrt Wundt, daß alle seelischen Vorgänge nach Analogie des Willensvorgangs aufzufassen seien, „als ein fortwährend wechselndes Geschehen in der Zeit“. Wundts Psychologie behauptet aber keineswegs, daß das Wollen die einzige real existierende Form des psychischen Geschehens sei, und hat mit metaphysischen Theorien wie derjenigen Schopenhauers nichts zu tun.

Von seiner Willenstheorie aus charakterisiert sich das, was Wundt unter „geistigem Leben“ versteht. Alles Geistige ist Aktualität, nicht bloße Potentialität und Fähigkeit. Das Erlebnis ist hier das Entscheidende, und was wir erleben, das sind ständig neue psychische Gebilde, die in den Elementen, aus denen sie entstanden, nicht vollständig enthalten sind. So kommt in die Tätigkeit des Seelenlebens das schöpferische Moment hinein. Jeder Vorgang ist hier ein syntheti-

scher, aber ein Akt schöpferischer Synthese. Wundt lernte diesen Akt zuerst bei der Untersuchung der Sinneswahrnehmung kennen. Diese kann nicht lediglich ein Werk der physiologischen Eigenschaften unserer Sinnesorgane sein, vielmehr entsteht in der Verbindung der Empfindungen, welche die Wahrnehmung bilden, immer ein Neues mit eigentümlichen Merkmalen, die in den Empfindungen nicht enthalten sind. So ist die Raumvorstellung eine Synthese der verschiedensten Empfindungen, von denen keine für sich etwas Räumliches enthält. Da somit das Produkt jeder psychischen Synthese neue Eigenschaften mit neuen Wertbestimmungen aufweist, erklärt es sich, daß zunächst im Individuellen, dann aber auch in den über dieses hinausragenden geistigen Zusammenhängen fortschreitende psychische Entwicklungen entstehen können. Die geistige Entwicklung wird von ihren ersten bis zu ihren vollkommensten Stufen durch den Grundsatz der schöpferischen Synthese beherrscht. Aus diesem Charakter alles Geistigen erklärt es sich wieder, wenn Wundt im geistigen Geschehen die Willensvorgänge bevorzugt. In ihnen spiegelt sich am klarsten die Aktualität; hier fassen wir das Moment der Tätigkeit am besten auf. Freilich soll dem Willen nur eine „repräsentative“ Bedeutung zukommen, allein Wundt will doch durch diese Wahl, diese Bevorzugung des Willens, zugleich andeuten, „daß die anderen Inhalte des Bewußtseins immer zugleich Bestandteile eines vollständigen Willensvorganges sind und daß sie daher nicht etwa wieder dem Willen gegenübergestellt werden können, wie dieser vom Gesichtspunkt der psychologischen Analyse aus von den Vorstellungen zu sondern ist“ (L. III. 159). Zudem ist es am einleuchtendsten bei den Willensvorgängen, daß eine neue Handlung nicht gleich der einmal ausgeführten sein kann, eine Beobachtung, die von hier aus ihre folgerechte Übertragung auf die Vorstellungen finden muß, von denen auch die wiederkehrende immer eine neue ist, denn „keine Vorstellung wird wirklich reproduziert“. Unser geistiges Leben

ist
ruhe
Entw
schon
herr
in de
erst
eine
sche
4.
zip
berei
Den
liche
preta
derer
werd
Psyc
Elem
bind
(L. I
dem
sch
Un
sich
Kaus
Rech
Erle
Erf
Bew
sein
umk
Bede
diese
seine
sämt

ist darum „in allen seinen Bestandteilen Ereignis, nicht ruhendes Sein, sondern Tätigkeit, nicht Stillstand, sondern Entwicklung“. Und in den geistigen Entwicklungen wie schon im seelischen Leben, auf dem das Geistige ruht, herrscht eine eigene Kausalität mit eigenartigen Gesetzen, in denen das seelische Leben und die geistige Entwicklung erst recht nach Wert und Bedeutung hervortreten. Es gibt eine besondere psychische Kausalität, wie es eine mechanische Naturkausalität gibt.

4. Die psychische Kausalität und ihre Prinzipien. Die Lehre von der psychischen Kausalität folgt bereits aus dem Prinzip des psychophysischen Parallelismus. Denn danach können seelische Vorgänge nicht aus körperlichen abgeleitet werden. „Psychologisch kann eine Interpretation bestimmter psychischer Erlebnisse auf einem anderen als dem psychologischen Wege gar nicht geliefert werden, weil das, was den auszeichnenden Charakter des Psychischen ausmacht, die besondere Verbindungsweise der Elemente und die eigentümliche Wertbestimmung der Verbindungen, nur dem psychischen Gebiet eigentümlich ist“ (L. III. 257). Die Zusammenhänge des Bewußtseins müssen demnach unter eigener Kausalität stehen, unter psychischer Kausalität.

Unter den Philosophen, welche sie bekämpfen, befindet sich auch Eduard von Hartmann. Für ihn ist alle geistige Kausalität absolut unbewußt. Nun ist aber demgegenüber mit Recht einzuwenden, daß Kausalität selber als Begriff wie als Erlebnis geistigen Ursprungs sein muß und erst von eigener Erfahrung aus, und dann auch von Erfahrungen im eigenen Bewußtseinsleben aus, auf die Naturvorgänge übertragen sein kann. Die Lehre von der psychischen Kausalität ist hart umkämpft, aber kaum eine andere Lehre ist von gleicher Bedeutung für das Gesamtsystem Wundts, weil sich aus dieser Auffassung des Zusammenhangs im Seelischen und seiner Gesetzmäßigkeit die gewichtigsten Folgerungen für sämtliche philosophischen Disziplinen ergeben und weil über

das System Wundts hinaus für alle Forschung und Philosophie eine neue Ansicht des Natur- und Geistesgeschehens angebahnt worden ist, deren volle Auswertung, vor allem in den Einzelwissenschaften, noch keineswegs erfolgt ist. In der ersten Auflage der Physiologischen Psychologie sah er ihren Wert besonders darin, daß sie die Psychologie von metaphysischen Voraussetzungen befreien helfe und einer reinen Erfahrungswissenschaft immer mehr nähere. Seitdem ist sie auf philosophischem Gebiete so ertragreich geworden, daß sich mit ihr die Pforte von der Psychologie zu den Einzelwissenschaften wie zur Philosophie aufschließt.

Die Annahme einer psychischen Kausalität könnte zu einer Spaltung des Individuums in ein physisches und ein psychisches führen. Zum physischen Individuum gehörte dann der Gesamtzusammenhang derjenigen psychischen Vorgänge, die vom physischen Individuum entscheidend mitbestimmt werden. Das psychische Individuum dagegen umfaßte alles, was so sehr von geistigen Eigenschaften abhängt, daß dagegen die körperlichen nur als unerläßliche Nebenbedingungen in Betracht kommen: das logische Denken, ethisches und ästhetisches Werten, religiöse Vorstellungen usw. Wundt anerkennt diese Scheidung nur als Abstraktionsbegriffe, und als „Abstraktionsprodukte“ sind solche Individuen in der Tat vorhanden. Doch besteht nur ein reales Objekt für seine Psychologie, und dieses ist „das psychophysische Individuum selber; aber es gibt psychische Vorgänge an diesem Objekt = Subjekt, die in erster Linie von dessen körperlichen Eigenschaften bestimmt sind, und andere, in denen die geistigen zu überwiegender Geltung kommen“ (Kl. II. 74 f.). Die Merkmale, nach denen sich diese Eigenschaften unterscheiden, gehen auf eigentümliche Gestaltungen der Kausalität zurück. Lassen sich die Vorgänge im physischen Individuum aus den Prinzipien der physischen Kausalität ableiten, so versagen diese nun auf der Seite des psychischen Individuums, und zwar sind es zwei Tatbestände des seelischen Geschehens, die wohl nach dem Prinzip des

Par
schen
diese
Verbi
Wert
sche
bindu
wie v
das
mit
Eben
Wert
schie
unte
und
glei
auf p
die Ü
den O
werde
und K
gut n
dazu“
und
sitzt
Eigen
nung
schen
Das
deswe
liegen
dung
Wund
Grund
Denke
rung,

Parallelismus mannigfaltig mit den Prinzipien der physischen Kausalität verbunden sein können, jedoch niemals in diese eingeschlossen sind, und das ist 1. die eigentümliche Verbindungsweise der psychischen Elemente, und 2. die Wertbestimmungen, denen sie unterworfen sind. Keine physische Kausalität kann uns hinreichend über die Art der Verbindungen psychischer Elemente etwas lehren; denn die Art, wie wir diese seelischen Formen auffassen, ist immer erst das Produkt eines Bewußtseinsvorganges und als solches mit irgendwelchen physischen Vorgängen unvergleichbar. Ebenso fehlt auf der physischen Seite irgend etwas, das den Wertungen ähnlich oder gleich sei, die zwischen den verschiedenen psychischen Gebilden bestehen. Diese Wertunterschiede sind den geistigen Inhalten eigentümlich, und ihnen steht auf der Naturseite die absolute Wertgleichheit gegenüber. „Denn Wertbestimmungen, die sich auf physische Objekte beziehen, entstehen immer erst durch die Übertragung eines geistigen Gesichtspunktes auf sie. Von den Objekten, insofern sie, ohne diese Übertragung betrachtet werden, gilt genau das, was Spinoza von den Dreiecken und Kreisen der Geometrie gesagt hat: sie sind an sich weder gut noch schlecht; erst das menschliche Begehren macht sie dazu“ (Kl. II. 41). In den Wertbestimmungen sinnlicher Art und den ästhetischen, ethischen, intellektuellen Werten besitzt jenes psychische Individuum etwas ihm ausschließlich Eigentümliches, wofür im Physischen jede Parallelerscheinung fehlt, und hier ist der Herrschaftsbereich der psychischen Kausalität.

Das Recht, von einer Kausalität zu reden, aber haben wir deswegen, weil hier „Regelmäßigkeiten des Geschehens vorliegen, die unser logisch verknüpfendes Denken zur Anwendung des Prinzips von Grund und Folge auffordern“. Nach Wundt ist alle Kausalität Anwendung des Satzes vom Grunde. Die physikalische entsteht, wenn das logische Denken das Anschauungsmaterial, die sog. äußere Erfahrung, die psychische, wenn es die Bewußtseinsvorgänge be-

arbeitet. Im Verfolg dieses Gedankens gelangt er zu einem, im weitesten Sinne inhaltschweren philosophischen Gesetz, dem „Grundgesetz der psychischen Kausalität“: „Das allgemeine Gesetz psychischer Kausalität ist der Satz des Grundes selbst“ (L. III. 288). Um nämlich zum Verständnis seelischer Vorgänge zu gelangen, müssen wir Beziehungen zwischen ihnen herstellen. Diese werden nach den Gesichtspunkten der Übereinstimmung, des Unterschieds und der wechselseitigen (korrelativen) Veränderung auf abstrakte Prinzipien zurückgeführt, und sie können in nichts anderem enthalten sein als in den allgemeinen logischen Grundsätzen der Identität, des Widerspruches und der Beziehung von Grund und Folge, unter denen der letztere die beiden anderen voraussetzt und also in sich einschließt. In der Naturerkenntnis, deren Form eine mittelbare und begriffliche ist, handelt es sich bei Anwendung des Prinzips der physischen Kausalität um eine besondere Anwendung des Satzes vom Grunde, um eine besondere, weil die Naturkausalität begrifflicher Art ist. Anders in der inneren oder psychologischen Erfahrung; diese ist unmittelbar und anschaulich. Und daher kann hier der Satz des Grundes selber in eben derjenigen Form auftreten, in welcher er in unseren psychischen Erlebnissen gegeben ist. Die Logik kennt nur seine begriffliche Fassung; die Wissenschaften der Natur, richtiger der äußeren Erfahrung, übernehmen diese begriffliche Fassung aus der Logik. Somit kann auch in der Naturerkenntnis nur eine besondere Form des Satzes vom Grunde zur Anwendung gelangen. Im wirklichen Bewußtsein aber gibt es nur konkrete und anschauliche Vorgänge, die nach den logischen Axiomen in Beziehung gesetzt werden. Einen Naturvorgang verstehen wir dann, wenn es uns gelungen ist, ihn nach Ursache und Wirkung zu verknüpfen, und wir ihn so dem begrifflichen System der physikalischen Kausalität eingefügt haben, einen einzelnen seelischen Vorgang oder einen Zusammenhang solcher Vorgänge verstehen wir, wenn es uns gelingt, „ihn mit anderen tatsächlich gegebene-

nen psychischen Vorgängen in eine Beziehung gemäß dem Prinzip der Verknüpfung von Grund und Folge zu bringen“. Das bedeutet, daß mein Verständnis eines Naturvorganges, etwa der Chlorophyllbildung, der Schutzfarben, des Skeletts, seinem Wesen nach ein anderes ist als mein Verständnis der eigenen seelischen Entwicklung und dadurch der seelischen Entwicklung überhaupt. Dort kann ich den Satz vom Grunde nur in seiner begrifflichen Kraft anwenden und meinem Erkenntnistrieb und dem Einheitsstreben meiner Vernunft dadurch Genüge tun, im Seelischen aber kann ich die Verknüpfung von Grund und Folge erleben, unmittelbar und anschaulich, desgleichen im Geistigen. Denn das nämliche oberste logische Prinzip, das für die Verknüpfung seelischer Vorgänge gilt, muß nun auch für sämtliche geistige Vorgänge gelten, und also für alle Geisteswissenschaften. In ihnen ist jede einzelne Interpretation nur ein Sonderfall der psychologischen Interpretation. Mit diesen Sätzen ist einmal der Psychologie ihre Stellung auf der Seite der Geisteswissenschaften gesichert und gleichzeitig ihr die Rolle einer Grundwissenschaft aller Geisteswissenschaften zugewiesen; sie entspricht darin der Physik als der Grundlage der Naturwissenschaften.

Die Lehre von der psychischen Kausalität neben der physikalischen verhilft überhaupt erst dazu, den Geisteswissenschaften ihren eigentümlichen Charakter zu wahren. Denn gäbe es keine psychische Kausalität, so müßte die Psychologie auf die Physiologie zurückgeführt werden. Es käme ein naturalistischer Gesichtspunkt in die Psychologie, der alsbald auf die Geisteswissenschaften wegen ihrer engen Beziehung zum seelischen Leben übergreifen müßte, man käme zu einer „Mechanik des Geistes“. Deswegen bemühte sich Wundt von Anbeginn seiner Forschungen, insonderheit die Lehre von der psychischen Kausalität zu stützen, er hat an kaum einem Teile so viel gearbeitet und geklärt, auch geändert, um den treffendsten Ausdruck und die sicherste und allseitigste Begründung zu finden. Die stärkste Stütze aber für das Recht,

eine besondere psychische Kausalität anzunehmen, muß es bilden, wenn es gelingt, Prinzipien, allgemeine Grundsätze der psychischen Kausalität aufzuweisen. Also solche Sätze, die als einfache, nicht weiter ableitbare Voraussetzungen der Verknüpfung seelischer Tatsachen zugrunde gelegt werden müssen. Und darum hat sich Wundt von jeher bemüht, solche Prinzipien aufzustellen.

In der eingehenden Untersuchung über psychische Kausalität vom Jahre 1894 unterschied er drei Prinzipien: das der reinen Aktualität des Geschehens, der schöpferischen Synthese und der beziehenden Analyse. Im Grundriß der Psychologie 1896, der in straffer Zusammenfassung und Zusammenschau des gewaltigen Forschungsgebietes und seiner Beziehungen zu den Geisteswissenschaften eine wundervolle Architektonik der Psychologie liefert, stellt er drei Prinzipien auf und jedem entsprechend ein Entwicklungsgesetz des psychischen Geschehens. Seitdem kam der Riesen-ertrag der Völkerpsychologie hinzu, und da wurden die bisherigen Entwicklungsgesetze des psychischen Geschehens als psychophysische Entwicklungsgesetze erkannt. Die psychologischen Prinzipien sollen nur von der psychischen Seite der Erscheinungen Rechnung geben und sehen daher von den begleitenden physischen Bedingungen ab. Das ist aber bei den psychologischen Entwicklungsgesetzen nicht möglich. Die geistige Entwicklung eines menschlichen Individuums oder nationale und geschichtliche Zusammenhänge können nur gedeutet werden, indem an die physische Entwicklung angeknüpft wird. Die physischen Faktoren, die Faktoren der Naturumgebung und des materiellen Lebens, müssen miteingeschlossen werden. Mit anderen Worten: wir müssen auf die psychophysischen Entwicklungsbedingungen zurückgreifen. Demnach unterscheidet nun Wundt zwei Gruppen von Entwicklungsgesetzen, die der biologischen und die der historischen Entwicklung. An die beiden Prinzipien des psychophysischen Parallelismus und der psychischen Kausalität aber reiht er vier weitere, die als

„allg
anzuse
psychi
einstir
Psych
unter
Bande
gende
der se
Relati
steiger
4. das
suche

a) E
räuml
ihre S
neue I
der E
gesond
schmo
die To
sich c
tante

Das
weicht
bilde
Neue
Faktor
hin un
in dem
Wert
darum

In a
größte
gezähl
Eingeb

„allgemeine Grundsätze der psychologischen Interpretation“ anzusehen sind und sich gleichzeitig aus dem Prinzip der psychischen Kausalität ableiten lassen. Das sind in Übereinstimmung mit der letzten Auflage der Physiologischen Psychologie aus eigener Hand (1911) und der ebenfalls noch unter Wundts Augen begonnenen vierten Auflage des dritten Bandes der Logik (1921), aber unter freier Anordnung, folgende: 1. das Prinzip der schöpferischen Resultanten oder der schöpferischen Synthese, 2. das Prinzip der beziehenden Relationen oder der beziehenden Analyse, 3. das Prinzip der steigernden Kontraste oder der Kontrastverstärkung und 4. das Prinzip der Heterogonie der Zwecke, welches die Versuche erklärt, sog. Entwicklungsgesetze abzuleiten.

a) Ein Klang ist mehr als die Summe seiner Teiltöne, jede räumliche Vorstellung ein Produkt, in dem gewisse Elemente ihre Selbständigkeit aufgegeben und dem Produkt völlig neue Eigenschaften gegeben haben: die räumliche Ordnung der Empfindungen; so sind beim binokularen Sehen die gesonderten Bilder verschwunden und zu einer Einheit verschmolzen; ein Affekt verschlingt alle einzelnen Gefühle in die Totalität des Affekts — in solchen Erscheinungen prägt sich das Prinzip der schöpferischen Resultanten oder der schöpferischen Synthese aus.

Das Produkt ist mehr als die bloße Summe seiner Teile; es weicht nicht nur irgendwie qualitativ oder quantitativ als Gebilde von der Summe seiner Teile ab, sondern es ist „ein Neues, nach seinen wesentlichsten Eigenschaften mit den Faktoren, die bei seiner Bildung zusammenwirkten, schlechthin unvergleichbares Erzeugnis“ (Grdz. III. 755). Wohl ist es in den Elementen vorbereitet, aber nicht vorgebildet; sein Wertcharakter ist ein neuer, ein Wert höherer Stufe: darum ist es ein schöpferischer Vorgang.

In allen Schriften Wundts spielt dieses Prinzip die allergrößte Rolle; er hat es zu seinen bedeutsamsten Entdeckungen gezählt, und es wurde von ihm als eine rechte Entdeckung und Eingebung empfunden. An einem Frühlingmorgen des Jahres

1858 beim Spaziergang auf einem Waldpfade des Geißberges bei Heidelberg erschaute er den schöpferischen Charakter des Seelischen, eine Intuition, die für ihn von ungeheurer Tragweite geworden ist. Er gewann daraus ein Prinzip, das universellen Charakter hat; es besitzt allgemeine Geltung für alle psychischen Zusammenhänge und besagt darum: „jeder geistige Zusammenhang schafft neue geistige Werte“¹⁾. Demnach muß es ein Wachstum geistiger Werte, oder anders ausgedrückt, ein Wachstum psychischer Energie geben. Wie verhält sich solches zum naturwissenschaftlichen Prinzip von der Konstanz der physischen Energie? In der ersten Auflage der „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele“ (I. VIII.) rühmte Wundt, er habe „hier zum ersten Male das Gesetz der Erhaltung der Kraft auf das psychische Gebiet ausgedehnt“. Hat er seitdem einen „Prinzipienwechsel“ vorgenommen, wie ihm Ernst Haeckel vorwarf?

Höfdding²⁾ hat in der neuen Formulierung Schwierigkeiten gesehen und es für richtiger gehalten, von einer Konzentration und Organisation der Energie und nicht von deren Wachstum zu reden. Psychischer Wert setze Konzentration, aber kein Zunehmen der Energie voraus. Allein die Lehre Wundts dringt tiefer, als der in seiner Kritik von Spencer beeinflusste dänische Philosoph erkannt hat. Physische und psychische Energie sind sich formal darin gleich, daß beide die gesamte Wirkungsfähigkeit eines be-

¹⁾ Ich habe schon früher in meiner Schrift „Der Entwicklungsgedanke in der Philosophie Wundts“ 1908, S. 80 f., darauf hingewiesen, daß Hegel in seiner „Philosophie der Geschichte“ (Rekl. S. 63), Herbert Spencer, Essays I. 1857, S. 32 f., und Lazarus-Steinthal, Zeitschr. f. Völkerps. u. Sprache 1860, I, S. 16, ähnliche, ja gleiche Anschauungen lehrten, aber daraus wird keine Abhängigkeit Wundts von Hegel oder Spencer gefolgert; es bleibt für Wundt ein persönliches Erlebnis und ist, was entscheidet, für keinen andern derart folgenreich geworden wie für Wundt.

²⁾ Moderne Philosophen, 1905, S. 15.

stimme
hängen
kung
baren
völlig
den Pr
mit ke
ziehen
nisse,
ihrem
demna
tive G
tative
liegt d
titative
gerede
gleiche
schiede
dort N
bar sin
ander.
spreche
so auc
innere
einer
größer
die bio
der or
kräfte
worder
Substr
ins Un
zweckt
Vorste
erst m

stimmt abgegrenzten Vorganges oder einer zusammenhängenden Kette von Vorgängen bedeuten: die aktuelle Wirkung und zugleich einen zu künftigen Wirkungen verfügbaren Wirkungsvorrat enthalten. Allein material weichen sie völlig voneinander ab. Die physischen Energien unterliegen den Prinzipien der physischen Größenmessung und haben es mit keiner Art innerer Wertbestimmung zu tun. Dagegen beziehen sich die psychischen Energien überall auf Verhältnisse, die sich bei qualitativ verschiedenem Inhalt nach ihrem allgemeinen Wertgrade bestimmen lassen. „Sind demnach die physischen Energien ausschließlich quantitative Größenwerte, so sind die psychischen Energien qualitative Wertgrößen“ (L. III. 273 f.). Bei einem Größenwert liegt der Wert einzig und allein in der Größe, im Quantitativen, bei der Wertgröße, aber kann erst von Größe geredet werden, wenn sich die Werte ihrem Grade nach vergleichen lassen. Die beiden Prinzipien gehören also zwei verschiedenen Gebieten der Betrachtung an: hier geistige Werte, dort Naturvorgänge, die in mechanischen Arbeitsgrößen meßbar sind, und sie stehen daher im vollen Gegensatz zueinander. Richtiger ist es dennoch, von einer Ergänzung zu sprechen. Die physischen Energien bleiben wie in der Natur, so auch in den Lebenserscheinungen, konstant, aber „der innere Wertgehalt dieser konstanten Energien innerhalb einer jeden kontinuierlichen Entwicklung wird größer und größer“, oder wie Wundt an anderem Orte mit Rücksicht auf die biologischen Probleme ausführt, „durch allen Fortschritt der organischen Entwicklung ist die Quantität der Naturkräfte ebenso wenig wie die Quantität der Materie vermehrt worden. Aber an Wert haben die Naturkräfte und ihre Substrate durch die Entwicklung des organischen Lebens ins Unermeßliche gewonnen. Sind doch durch die Entstehung zwecktätiger Willenshandlungen und der an sie gebundenen Vorstellungen und Gefühle Wertbestimmungen überhaupt erst möglich und zugleich notwendig geworden“¹⁾. Somit er-

¹⁾ Philos. Studien V, S. 363.

gänzen sich das Prinzip der Erhaltung für die mechanische Arbeitsenergie und das Prinzip der Steigerung für die geistige Wertenergie. Dabei ist die Steigerung der Wertenergien an die Erhaltungsbedingungen der physischen Energie gebunden und findet in ihnen ihre Grenze, andererseits kann eine zweckvolle Ausnutzung der physischen Energien nur nach den Grundsätzen der Beurteilung geistiger Werte erfolgen. Jedes für sich umfaßt eine Seite des Wirklichen, dieses die äußere quantitative, jenes die innere qualitative, beide zusammen erst ergeben die volle Wirklichkeit.

Wundt spricht auch von diesem Prinzip als dem der schöpferischen Resultanten. Damit soll gesagt werden, daß sich in jedem schöpferischen Vorgange die Elemente oder einfachen Verbindungen empirisch nachweisen lassen, aus denen dann Resultanten in einer gleich festen Regelmäßigkeit hervorgehen, wie sich die Komponenten einer mechanischen Bewegung zu einer resultanten zusammensetzen. Die notwendige Folge dieser allgemeinen Tatsache, welche das Resultantenprinzip ausdrückt, wird, daß jedes psychische Gebilde nur eine regressive Erklärung seiner Eigenschaften zuläßt. Für die chemischen Verbindungen wie für die organischen Körper vermutete J. St. Mill im Anschluß an die Forschungsmethoden der damaligen Chemie ein ähnliches Verhältnis. Entstehe aus der chemischen Verbindung zweier Substanzen eine dritte, so seien ihre Eigenschaften von denen der einzelnen, sie bildenden Substanzen oder auch von beiden gänzlich verschieden. Und ebenfalls sei es möglich, die Gesetze des Lebens von den bloßen Gesetzen der Bestandteile abzuleiten, auch wenn deren chemische und physiologische Elemente in ihren Wirkungen genau bekannt wären¹⁾. Diese Ansicht übertrug er auf das Geistige und redete von einer „psychischen Chemie“. Auch Wundt hat in früheren Jahrzehnten verschiedentlich diese naturwissenschaftliche Analogie verwendet. Seitdem aber die Methodik

¹⁾ System der deduktiven und induktiven Logik, übers. von J. Schiel, 1877. 4. A. I. S. 462 ff., 552 ff.

der C
sches
wisse
fals
Chem
schen
Prinz
der C
forma
weder
diese
sultan
bare
Bild
mal,
ausse
gründ
prinz
bildun
Kaus:
b)
scheh
auch
natur
schein
hen c
tion
die P
Klang
Teilt
selbst
sich
selbst
apper
Teil
zum

der Chemie sich gewandelt hat, hebt Wundt sein psychologisches Prinzip noch entschiedener auch von dieser Naturwissenschaft ab und verwirft jenen Vergleich als eine falsche naturwissenschaftliche Analogie. Denn die neueste Chemie „löst ihre Aufgaben praktisch mit Hilfe der chemischen Synthese und theoretisch unter der Voraussetzung der Prinzipien der Konstanz der Massen und der Energien, sowie der Gesetze der von diesen Prinzipien beherrschten Transformationen der Naturkräfte. Für die Psychologie, die es weder mit Massen noch mit Energien zu tun hat, existieren diese Voraussetzungen nicht. Darum ist die psychische Resultante eine wirkliche Neubildung, nicht bloß eine scheinbare oder zufällige wie die chemische Verbindung... Dem Bild der „psychischen Chemie“ fehlt also gerade das Merkmal, das alle seelische Entwicklung auszeichnet und das die ausschließlich regressive Richtung ihrer Interpretationen begründet“ (Pr. 150 f.). Zugleich ist damit das Resultantenprinzip von dem Begriff der reinen schöpferischen Neubildung geschieden; denn dabei wird auf die regressive Kausalanalyse verzichtet.

b) Neben den synthetischen Formen des seelischen Geschehens gehen analytische einher. Im Seelischen trägt aber auch die Analyse einen eigenartigen Charakter, der sich auf naturwissenschaftlichem Gebiete nicht wiederholt. Diese Erscheinung findet ihren Ausdruck im Prinzip der beziehenden Analyse oder der psychischen Relationen, der Ergänzung des Resultantenprinzips. Ist z. B. die Klangfärbung die Resultante aus den Teiltönen eines Klanges, so setzt wiederum die Klangfärbung ihrerseits jeden Teilton in eine bestimmte Relation sowohl zu dem Klange selbst wie zu den übrigen Teiltönen. Noch deutlicher zeigt sich dies Verhältnis bei der Analyse eines Satzes. Der Satz selbst ist eine Resultante aus verschiedenen assoziativen und apperzeptiven Verbindungen von Vorstellungen, und jeder Teil des Satzes steht sowohl in einem bestimmten Verhältnis zum Ganzen des Satzes wie zu den einzelnen Satzteilen. Wäh-

rend demnach im Organismus, soweit ihn die Naturwissenschaft aufzufassen vermag, die Teile in einer äußeren Relation stehen, beruhen im Seelischen alle Eigenschaften der psychischen Synthese wie der Analyse auf inneren Beziehungen. Daraus folgt ferner, daß die Analyse nicht wie etwa in der Chemie, die bloße Umkehrung der Synthese sein kann; das synthetische Erzeugnis wird nicht durch die nachfolgende Analyse zerstört, wohl aber inhaltreicher und wertvoller, und zwar wird ein Inhalt klarer durch die Hervorhebung seiner eigentümlichen Qualität und deutlicher durch seine Sonderung von anderen Inhalten. In alledem wirkt der schöpferische Charakter der psychischen Synthese weiter fort.

Klarheit und Deutlichkeit sind jedoch Faktoren der Apperzeption, und so gelangt das Prinzip der Relationen vor allem in den Vorgängen der apperzeptiven Analyse zur höchsten Bedeutung. Es handle sich etwa um einen verwickelten logischen Zusammenhang oder die Idee eines Kunstwerks, so ist damit die reiche Entfaltung dieses Prinzips auf geistigem Gebiete bereits angedeutet, denn Sprache und Kunst sind die größten schöpferischen Synthesen, welche die geistige Entwicklung des Menschen erlebt hat, und an ihnen wird es klar, daß es sich bei Zerlegung ihrer Gebilde nicht um eine äußerliche Arbeit an einem Ganzen handelt und um äußerliche Zerlegung wie bei derjenigen eines Gewebes oder einer chemischen Säure.

c) Wie das Prinzip der Relationen das Resultantenprinzip ergänzt, so wird es selber durch das der psychischen Kontraste oder der steigernden Kontraste ergänzt. Dieses Prinzip ruht auf der Tatsache, daß die Welt der inneren Erfahrung, die sich in Gefühlen und Vorstellungen äußernde subjektive Welt, durchweg eine Ordnung nach Gegensätzen herausfordert: nach Lust und Unlust, Streben und Widerstreben, Spannung und Lösung — logische Begriffe, mit denen aber wichtige Eigenschaften der Bewußtseinsinhalte bezeichnet werden. Da es kein Gefühl gibt, dem nicht ein entgegengesetztes gegenüberstände, so ist

die E
psychi
seitige
die K
empfin
stellun
lässt s
traste
der Le
Kindes
energis
gehüll
dann v
Handl
Ruhe
des In
lung
Wirku
urteilu
allgem
philoso
gende
und D
Hinga
sierend
des St
schöne
lichen
gen de
wieder
proble
darin
philoso
zip, u
Ethik,
der K

die Entwicklung in Gegensätzen für die Gesamtheit der psychischen Vorgänge charakteristisch. Durch ihr wechselseitiges Verhältnis verstärken sie sich. Diese Hebung durch die Kontrastwirkung findet sich schon bei den Gesichtsempfindungen sowie bei den räumlichen und zeitlichen Vorstellungen. Innerhalb der individuellen geistigen Entwicklung lässt sich die Wirkung dieses Prinzips der steigenden Kontraste in der Entwicklung der verschiedenen Temperamente der Lebensalter verfolgen: die sanguinische Erregbarkeit des Kindes wird von einer zwar langsamer verarbeitenden, aber energischer festhaltenden, dabei häufig melancholisch eingehüllten Gemütsrichtung im Jünglingsalter abgelöst, und dann wieder das zu raschen, tatkräftigen Entschlüssen und Handlungen angelegte Mannesalter von dem zu behaglicher Ruhe neigenden Greisenalter. Aber weit über den Umkreis des Individuellen hinaus hat dieses Prinzip in der Entwicklung alles Geschichtlichen und sozialen Lebens seine Wirkungssphäre. Unter den Prinzipien der historischen Beurteilung spielt das der historischen Kontraste eine große und allgemein anerkannte Rolle, nicht nur für den Geschichtsphilosophen. Die deutsche Literaturgeschichte zeigt u. a. folgende Epochenfolge: an die Zopfzeit schließt sich der Sturm und Drang mit Verachtung des Formzwanges und starker Hingabe an das Gefühl; aus ihr entwickelt sich der hellenisierende Klassizismus mit dem Ideal maßvoller Beherrschung des Stoffes und ihm gegenüber die Romantik, die von der schönen Wirklichkeit aus in das Idealreich einer übersinnlichen Welt flüchtet und sich den mystischen Gefühlsrichtungen des mittelalterlichen Christentums verwandt fühlt, der wiederum das junge Deutschland folgt, ganz den Tagesproblemen, den politischen wie den sozialen, zugewandt und darin die Aufgabe der Kunst sehend. Die Entwicklungen der philosophischen Weltanschauungen bestätigen dasselbe Prinzip, und in den philosophischen Disziplinen selber, in der Ethik, Ästhetik, Religionsphilosophie, ist ja die Lehre von der Korrelation der Gegensätze von erster Bedeutung. Das

sittlich Gute, das Schöne, die Idee der Gottheit sind nicht möglich ohne ihre Gegensätze, und diese leicht ins Metaphysische abschweifenden Betrachtungen finden im empirischen Gefühlsleben ihre starke und natürliche Stütze eben dadurch, daß es überhaupt kein Gefühl gibt, auch in keiner Vorstellung geben kann, zu dem es keinen Gegensatz gäbe. Und da nun in sämtlichen seelischen Vorgängen Gefühlsmomente enthalten sind, so wirkt sich das Prinzip der steigenden Kontraste über das gesamte Seelenleben hin aus. Und insofern immer die Gefühlsverhältnisse besonders hervortreten, wenn es sich um die Feststellung einer steigenden Wirkung handelt, gewinnt auch erst dies Prinzip der Kontrastverstärkung seine genauere Abgrenzung zu dem ihm nächst verwandten der psychischen Relationen, mit dem zusammen es eigentlich ein einziges Prinzip bildet, nur daß in bestimmten Vorgängen mehr das Relations-, in anderen das Kontrastprinzip vorwaltet (Grdz. III. 763).

d) Hält man das Relationsprinzip mit dem der schöpferischen Synthese zusammen, so ergibt sich die fortschreitende Veränderung der Relationen in sich. Denn das Schlußgebilde tritt wieder in Beziehung zu den Komponenten, die es schufen, und es werden immerfort neue Beziehungen mit neuen Resultanten geschaffen. Darin gelangt ein neues und letztes Prinzip zum Ausdruck, das der Heterogonie der Zwecke. Eine Erklärung aus Zwecken tritt im Psychischen anstelle einer Kausalerklärung immer da ein, wo der Effekt aus den Bedingungen nicht vorhergesagt werden kann. Alsdann wird der Endpunkt gleichsam zum Ausgangspunkt einer regressiven Kausalerklärung gemacht, die Wirkung als Zweck, die Ursache als Mittel angesehen. Zu einer regressiven Erklärung aber nötigt der Charakter des Schöpferischen, den alles Geistige trägt. Denn seinetwegen können wir uns über den inneren Zusammenhang der Wirkung mit ihren Komponenten immer erst dann Rechenschaft geben, wenn die Wirkung vorliegt. Und wenn nun bei der regressiven Erklärung eines synthetischen Prozesses das Erzeugnis, die Wir-

kung
auf d
Zweck
rakter
regres
notwe
hinzut
um ein
einer
ruht, d
Betrac
objekt
möglich
jede w
gedeut
teleolo
Hande
ordnun
aber v
Zweck
zu met
bewußt

In d
dungen
vollen
allen
einer
Beding
kung s
vorauf
ren, di
auf die
oder ne
punkte
entfalt
wichtig

kung, nach seinem Werte abgeschätzt wird, so heißt das, auf den Endpunkt dieses Prozesses den Begriff des Zweckes anwenden. Bedingt nun auch der schöpferische Charakter des Seelischen, daß jede kausale Erklärung notwendig regressiv ist, so bedeutet das noch keineswegs, sie sei auch notwendig teleologisch, sondern dazu wird sie erst durch die hinzutretende Wertbestimmung. Andernfalls handelte es sich um eine Vermengung von Teleologie und Kausalität, „die auf einer unzulässigen nochmaligen Umkehrung des Satzes beruht, daß jede Teleologie als die Umkehrung einer kausalen Betrachtung angesehen werden kann. Daraus, daß jede objektiv gültige Kausalität eine teleologische Umkehrung möglich macht, folgt nämlich noch lange nicht, daß auch jede wirkende Ursache in einen objektiv gültigen Zweck umgedeutet werden darf“ (Pr. 152). Außerdem betrachtet diese teleologische Deutung die Motive als vollgültige Ursachen des Handelns, Motiv und Zweck in starrer, fest gegebener Zuordnung, die eine kausale Betrachtung ausschließt. Damit aber verschließt sie sich dem großen Probleme, wie denn Zweck- und Wertbegriffe entstehen, oder sie verführt zu metaphysischen Annahmen, zur Hilfshypothese eines Unbewußten oder zu Zweckursachen in der Naturbetrachtung.

In der Kette, in dem Zusammenhang von Zweckverbindungen gelangt das Prinzip der Heterogenie der Zwecke zum vollen Ausdruck, d. i. jene allgemeine Erfahrung, daß bei allen Bedingungen geistigen Geschehens, wenn sie sich zu einer Wirkung vereinigen, ein Neues erzeugt wird, das den Bedingungen gegenüber stets ein Mehr enthält. In der Wirkung sind immer noch Nebeneffekte mitgegeben, die in den voraufgehenden Zweckbestimmungen nicht mitgedacht waren, die aber gleichwohl in die neue Motivreihe eingehen und auf diese Weise entweder die bisherigen Zwecke umändern oder neue zu ihnen hinzufügen. Und so können sie Ausgangspunkte für die Bildung neuer Motivreihen werden. Vor allem entfaltet es sich in den Willensvorgängen und wird hier wichtigste Anwendung und zugleich Ergänzung des Prinzips

der schöpferischen Resultanten. Die Wirkungen menschlicher Handlungen reichen immer mehr oder weniger weit über die ursprünglichen Willensmotive hinaus. Dadurch entstehen für künftige Handlungen neue Motive, die abermals neue Wirkungen hervorbringen, an denen sich dann der gleiche Prozeß der Umwandlung von Erfolg in Motiv wiederholen kann. Wegen seiner Geltung in den Willensvorgängen liegt die größte Tragweite dieses Prinzips auf ethischem Gebiete. Es gibt hauptsächlich über den wachsenden Reichtum sittlicher Lebensanschauungen Rechenschaft, in deren Erzeugung sich die sittliche Entwicklung betätigt. Eine in der Geschichte wie in der individuellen Entwicklung zu beobachtende Wirkung dieses Prinzips ist die in stetigen Übergängen sich vollziehende Entwicklung des sittlichen Lebens aus einem vor-sittlichen: in der Menschheitsentwicklung die Aufnahme sittlicher Elemente in die sinnlichen Geschlechts- und Gemeinschaftstriebe, ferner die Entwicklung der Religion aus dem Mythos, der Sitte aus den Bedürfnissen und Trieben der zur Horde vereinigten primitiven Menschen, der Sittlichkeit aus Sitte und Religion in ihrer Wechselwirkung; im wirtschaftlichen Leben die Entwicklung regelrechten Handelns aus der Sitte des Tauschgeschenks oder der bloßen Freude am Besitz das Auge lockender Gegenstände — überall enthalten die Motive in keiner Weise diejenige Wirkung in sich, welche schließlich eingetreten ist, sondern diese ist etwas völlig Neues gegenüber ihren Bedingungen.

5. Das Gesetz der Entwicklung. Das Prinzip der Heterogonie der Zwecke trägt derart allgemeinen Charakter, daß Wundt im „Grundriß der Psychologie“, und auch an anderer Stelle, früher von einem Gesetz der Heterogonie der Zwecke gesprochen hat. Aber in den beiden letzten Jahrzehnten wurde die logische Scheidung von Prinzip und Gesetz innerhalb der psychologischen Methodik strenger durchgeführt und damit in der Erscheinung der Heterogonie ein Prinzip erkannt, das für alles geistige Handeln den allgemeinen Standpunkt zur Beurteilung und damit dann auch

zur A
besitzt
zwar
psychi
geist
psychi
allein
ohne v
Entwic
entziel
Prinzi
das G
solche
gebebe
den; d
geistig
umfas
die in
diese
geistig
der ei
schaft
setzt s
sie se
tracht
wande
verbin
Zweck
ferisch
seelisc
dem d
gesetz
bindun
sich e
wick
Ein

zur Aufstellung von Gesetzen lieferte. Allgemeingültigkeit besitzt ebenfalls das Prinzip der schöpferischen Synthese, und zwar insofern, als es die Entstehung der einzelnen psychischen Gebilde beherrscht. Anders steht es nun, wo von geistiger Entwicklung geredet wird, die aus vielen psychischen Gebilden besteht. Hier fehlt jede Kontinuität, die allein berechtigte, das Prinzip der schöpferischen Synthese ohne weiteres zu einem Gesetz zu erheben. Es können geistige Entwicklungen entstehen, die sich diesem Prinzip darum entziehen, weil ihre Elemente neu entstehen, und das Prinzip der Synthese sagt nur etwas allgemeingültig über das Gebilde aus Elementen aus. Andererseits können solche geistigen Entwicklungen völlig aus dem empirisch gegebenen Zusammenhang des geistigen Lebens verschwinden; das Nächstliegende ist das Aufhören der individuellen geistigen Wirkungsfähigkeit. Nun aber sehen wir sich eine umfassendere kontinuierliche Entwicklung bilden. Hört auch die individuelle geistige Wirkungsfähigkeit auf, so wird diese aufgewogen, kompensiert durch das Wachstum der geistigen Energie innerhalb der Gemeinschaft, welcher der einzelne angehört, und wiederum mündet jede Gemeinschaft in ein Ganzes geschichtlicher Entwicklung ein und setzt sich hier ihre Wirkungsfähigkeit fort, auch nachdem sie selbst längst untergegangen ist. Rücken wir diese Betrachtung unter den Gesichtspunkt des Wertes, so verwandelt sich die Entwicklungsreihe in eine Kette von Zweckverbindungen unter dem Prinzip der Heterogonie der Zwecke. Und aus der Verbindung des Prinzips der schöpferischen Synthese, das für die Entstehung einzelner seelischer Gebilde allgemeingültige Bedeutung besitzt, mit dem der Heterogonie der Zwecke, das sich in den zusammengesetzten assoziativen und vor allem den apperzeptiven Verbindungen auswirkt und hier generelle Geltung hat, ergibt sich ein Gesetz, welches Wundt das Gesetz der Entwicklung nennt.

Ein Gesetz der Entwicklung, kein Entwicklungsgesetz, wie

sie von der neueren biologischen Richtung in der Psychologie aufzustellen gesucht werden. Diese wendet sich gegen den Aufbau des Seelenlebens aus „Elementen“ und seine Erklärung aus den allgemeinen Gesetzen und Regeln, die sich in der Zusammenfügung der Elemente zeigen. Wenn auch alle Psychologen heute sich darüber klar sind, daß diese Elemente: Empfindungen, Vorstellungen, Elementargefühle usw., Abstraktionen sind und sich isoliert nie vorfinden, so erscheint es doch methodologisch richtiger zu sein, von dem lebendigen Ganzen auszugehen, das Psychische als einen lebendigen Prozeß aufzufassen, wie es tatsächlich ist, und so von oben nach unten, nicht umgekehrt, vorzugehen. Darum formulierte Stanley Hall die neue Forderung kurz und bündig: *nemo psychologus nisi biologus*, und Felix Krueger, Schüler und erster Nachfolger Wundts, wandte sich in seiner „Entwicklungspsychologie“ von dem alten Ideal einer „Atomistik und Mechanik des Seelenlebens“ ab, um das psychologische Geschehen nach dem Vorbilde der Biologie zu betrachten und zu erklären.

Obwohl Wundt schon seit Jahren sich für die psychologische Theorie entschieden hatte und in seinem „Lehrbuch der Physiologie“ 1865 lehrte, die psychologische Einteilung der Empfindungen falle nirgends mit der physiologischen zusammen (S. 375), so bezeichnete er doch eingangs neben Ernährung, Entwicklung, Fortpflanzung und Bewegung die Empfindung und die psychische Tätigkeit als die hauptsächlichsten Lebenserscheinungen, aus deren Summe der Begriff des Lebens bestehe. Und so geht von hier ein gerader Weg zu der metaphysischen Hypothese des „Animismus“, die er in der ersten Auflage der Physiologischen Psychologie 1874 und den nächsten, auch noch in der ersten Auflage seines Systems der Philosophie 1889 aufstellte und begründete, deren Grundanschauung aber nie aufgegeben worden ist¹⁾.

¹⁾ Grundzüge der phys. Psych., 2. A. 1880, S. 448 ff.; 455 ff.; 463 f. (1. A. S. 862); System der Philos., 1. A. 1889, S. 210—216; 4. A. 1919, S. 192 Anm.; Uebersinnl. u. Sinnl. Welt, 1914, S. 87 f.

Als m
lehnte e
gleich u
er nun
zeugung
schen E
nungen
auffaßte
mit den
zu einer
lung. K
lebens h
prinzip
des inne
einer „
phänom
gen Fu
Wollen
ihm gel
psychol
nik des
führen
Entwick
aus der
Körpers
als die
Entwick
fassung
wissens
lechie ei
änderte
gen un
leuchter
sche En
aller a
nicht a

Als metaphysische Hypothesen über das Wesen der Seele lehnte er den Materialismus wie den Spiritualismus als gleich ungenügend ab und entschied sich für eine dritte, die er nun als Animismus bezeichnete und die „von der Überzeugung des durchgängigen Zusammenhanges der psychischen Erscheinungen mit der Gesamtheit der Lebenserscheinungen ausgehend, die Seele als das Prinzip des Lebens auffaßte“. Diese Verknüpfung der Bewußtseinserscheinungen mit den allgemeinen Lebenserscheinungen führte notwendig zu einer Betrachtung unter dem Gesichtspunkte der Entwicklung. Konform dem Standpunkt der Aktualität des Seelenlebens hatte sich der Animismus davor zu hüten, das Lebensprinzip zu substantialisieren und dadurch einer Mechanik des inneren Geschehens Vorschub zu leisten. So führte sie zu einer „psychischen Entwicklungsgeschichte“, deren Grundphänomen der Trieb als das „wirkliche Element aller geistigen Funktionen“ erschien, weil bei ihm Vorstellen und Wollen in ursprünglicher Verbindung wirksam seien. Von ihm gehe alle geistige Entwicklung aus. Das ergab eine psychologische Theorie, die von dem Gedanken einer Mechanik des inneren Geschehens, wie ihn Herbart durchzuführen suchte, ungefähr soweit ab lag, „wie die physische Entwicklungsgeschichte eines organischen Wesens von der aus der Gravitationstheorie berechneten Mechanik eines Körpersystems“. Sie erwies die physische Entwicklung nicht als die Ursache, sondern als die Wirkung der psychischen Entwicklung und anerkannte „jene uralte animistische Auffassung, welche zuerst Aristoteles in die berühmte wissenschaftliche Definition der Seele als der „ersten Entelechie eines lebenden Körpers“ zusammenfaßte, in freilich veränderter Gestalt, als die einzige, die das Problem der geistigen und der körperlichen Entwicklung gleichzeitig zu beleuchten verspricht. Nur die Voraussetzung, daß die psychische Entwicklung den Körper geschaffen hat, macht die trotz aller anthropologischen Neigungen der heutigen Biologie nicht abzuweisende Tatsache der Zweckmäßigkeit aller

Lebenserscheinungen begreiflich. Diese Zweckmäßigkeit hat eben darin ihren Grund, daß ein Teil der Lebenserscheinungen, die bewußten Willenshandlungen, unmittelbar aus Zweckmotiven entspringen, der andere Teil derselben aber gleichsam aus versteinerten Überresten vormaliger Zweckhandlungen besteht. Für diese Theorie bildete der lebende Körper nach seiner physischen wie nach seiner psychischen Seite eine Einheit, die nicht auf der Einfachheit, sondern im Gegenteil auf der sehr zusammengesetzten Beschaffenheit seiner Substanz beruhe. Das Bewußtsein mit seinen mannigfaltigen und doch in durchgängiger Verbindung stehenden Zuständen ist für unsere innere Auffassung eine ähnliche Einheit wie für die äußere der leibliche Organismus, und die durchgängige Wechselbeziehung zwischen Physischem und Psychischem führt zu der Annahme, daß, was wir Seele nennen, das innere Sein der nämlichen Einheit ist, die wir äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anschauen. Diese Auffassung des Problems der Wechselbeziehung führt aber weiterhin unvermeidlich zu der Voraussetzung, daß das geistige Sein die Wirklichkeit der Dinge und daß die wesentlichste Eigenschaft desselben die Entwicklung ist. Das menschliche Bewußtsein ist für uns die Spitze dieser Entwicklung: es bildet den Knotenpunkt im Naturlauf, in welchem die Welt sich auf sich selber besinnt. Nicht als einfaches Sein, sondern als das entwickelte Erzeugnis zahlloser Elemente ist daher die menschliche Seele, was Leibniz sie nannte: ein Spiegel der Welt“.

Von Anfang an ist demnach in die Wundtsche Psychologie der Entwicklungsgedanke aufgenommen, und zwar übernommen aus der biologischen Wissenschaft, aber doch so, daß diese Übernahme erst dann erfolgte, als die Einsicht in die Struktur des Seelischen und seine Eigenart, die zur Aufstellung des Prinzips der schöpferischen Synthese geführt hatte, sie begründete. Demnach wurde die Biologie nicht wie für die neueren Bestrebungen das Vorbild, sondern Wundt war als Psychologe zur Erkenntnis des Psychischen als

eines le
Organis
gen. Di
Naturw
betrach
habe. D
biologis
mit Ent
Ablehnu
mechan
ihrem V
Natur
zu ord
keine G
eine Co
Veränd
für die
die Bil
schließe
überal
vorfind
andere
Zusam
daß sic
scheinu
aber e
wiederl
und du
geset
formul
zurück
Das
alles
Steti
Hetero
keine t

eines lebendigen Prozesses gelangt und von dem beseelten Organismus als einem psychophysischen Ganzen ausgegangen. Die Biologie aber verwies er in die Schranken jeder Naturwissenschaft und auf die Seite der physikalischen Weltbetrachtung, da sie es nur mit dem physischen Leben zu tun habe. Darum auch wehrte er bis zuletzt jegliche Vermittlung biologischer Betrachtungsweisen innerhalb der Psychologie mit Entschiedenheit ab. Der tiefste Grund für diese strikte Ablehnung aber war die Besorgnis, die Biologie werde die mechanische Anschauung des Seelischen fördern. Denn nach ihrem Vorgange gesuchte und aufgestellte Gesetze müßten wie Naturgesetze das seelische und das geistige Geschehen zu ordnen unternehmen. Nun kann es aber im Geistigen keine Gesetze geben. Ein „geistiges Entwicklungsgesetz“ ist eine *Contradictio in adjecto*. Das Resultantenprinzip zeigt Veränderungen auf, „die neben den veränderten Bedingungen für die fortgesetzte Wirkung der vorhandenen Gesetze auf die Bildung neuer gesetzmäßiger Verknüpfungen zurückschließen lassen. Darin liegt der Grund, weshalb wir zwar überall auf geistigem Gebiet eine Gesetzmäßigkeit vorfinden, während doch von einzelnen, bestimmt gegen andere abzugrenzenden Gesetzen nur innerhalb beschränkter Zusammenhänge die Rede sein kann. Das Gesetz sagt aus, daß sich unter den gleichen Bedingungen die gleichen Erscheinungen wiederholen. Die geistige Entwicklung schließt aber ein, daß sich genau die gleichen Bedingungen nie wiederholen. Darum ist die geistige Entwicklung eine durch und durch gesetzmäßige, aber sie ist nicht in dem Sinne gesetzlich, daß sie sich auf eine bestimmte Gesetzesformulierung und damit auf eine „Entwicklungstheorie“ zurückführen ließe“ (Pr. 158 f.).

Das Gesetz der Entwicklung drückt demnach aus, daß alles Geistige gesetzmäßigen Charakter trägt, und die Stetigkeit in dieser Entwicklung wahrt das Prinzip der Heterogonie der Zwecke, aber die geistige Entwicklung läßt keine Übertragung der Naturgesetzlichkeit zu.

6. Das Bewußtsein¹⁾. Weil das Seelische sich in einem steten Flusse befindet, „ein zusammengesetztes und fortwährend fließendes, in keinem Moment unserer Betrachtung stille haltendes Geschehen“ ist, so herrscht innerhalb der Psychologie die genetische Betrachtung vor, die systematische bildet nur ein Hilfsmittel, um diesen Fluß der seelischen Entwicklung für die Zwecke wissenschaftlicher Untersuchung an bestimmten Punkten fixiert zu denken. Im Ablauf des Geschehens wird an geeigneten Stellen und unter gewissen Bedingungen irgend ein gegebener Zustand festgehalten und wie ein in innerem Zusammenhange stehendes Ganzes kausal analysiert und dargestellt. Dieses Absehen vom Strome der seelischen Vorgänge ermöglicht erst die Erkenntnis ihrer Elemente wie ihrer Verbindungen und deren Gesetzlichkeit. Das Verfahren ist auch methodisch ebenso wenig anfechtbar, wie dasjenige der analytischen Mechanik, welche die wirkliche Bewegung der Körper in Komponenten zerlegen muß und sie dabei in einem räumlichen Koordinatensystem fixiert, oder wie das eines Physikers, der die Geschwindigkeit eines fallenden Körpers in jedem einzelnen Punkte berechnet, obwohl diese sich von einem Moment zum andern wandelt. Die Verwendung von Analyse und Abstraktion sind Natur- und Geisteswissenschaften gemeinsam; allein die Ergebnisse unterscheiden sich bereits in den elementaren wesentlich voneinander.

Die seelischen Erlebnisse halten nirgends einer Beobachtung stand. Jede Selbstbeobachtung, die das Gegenteil annimmt, ist nichts als eine Täuschung. Daß sich trotzdem viele Menschen dieser Täuschung hingeben, hängt vermutlich besonders damit zusammen, daß die äußeren Gegenstände konstant erscheinen und daß wir die bei ihrer Wahrnehmung gemachten Erfahrungen ungeprüft auf andere seelische Vorgänge zu übertragen neigen. Bei genauer Analyse des Tat-

¹⁾ Vgl. Grdz. I. 398 ff.; 416 ff.; III. 296 ff.; Gr. § 15; Vorl. 264 ff. Pr. 173 ff.; S. II. 148 ff.

bestand
Gegenst
fortwäh
handlung
daß der
bar an e
der Pha
Dauer e
halte ei
prüfung
halten z
begleiter
punkte
nicht we
„psychis
den „ein
grifflich
Zustand
ihrer fu
besitzen
wirklich
beizuleg
mithin
Dadurch
begriffen
schieden
und sin
lyse un
scha u
sind em
und inn
Kompon
die Bes
Das
einem A
inneren

bestandes der Wahrnehmung eines uns dauernd gegebenen Gegenstandes erweist er sich jedoch „nicht minder als ein fortwährend fließendes Erlebnis wie etwa eine Willenshandlung. Nur ist bei jenem der Wechsel unregelmäßiger, so daß der Eindruck eines bestimmten Verlaufs nicht unmittelbar an eine gewisse Gesetzmäßigkeit in der Aufeinanderfolge der Phasen des Vorgangs gebunden ist“. Wie die beharrliche Dauer eine angebliche ist, so die Einfachheit seelischer Inhalte eine scheinbare. Immer zeigt die sorgfältige Nachprüfung, daß unsere Aufmerksamkeit einseitig gewissen Inhalten zugewandt war und daß wir dabei die regelmäßig begleitenden Inhalte übersahen, weil sie nicht im Blickpunkte standen. Handelt die Psychologie also von letzteren, nicht weiter zerlegbaren Bestandteilen des Seelenlebens, von „psychischen Elementen“, den „reinen Empfindungen“ und den „einfachen Gefühlen“, so sind diese „reine Produkte begrifflicher Abstraktion, die in dem isolierten und beharrlichen Zustand, in dem wir sie uns zum Behuf der Untersuchung ihrer fundamentalen Eigenschaften denken, keine Realität besitzen“. Sie sind jedoch selbst „unmittelbare Inhalte der wirklichen Erfahrung“ und daher „in bezug auf die ihnen beizulegenden Eigenschaften durchaus anschaulicher Natur“, mithin rein empirische Elemente und nichts Fiktives. Dadurch wesentlich von den physikalischen Elementarbegriffen, z. B. den Atomen der Physik und Chemie, verschieden; denn diese besitzen nur begriffliche Eigenschaften und sind nicht wie die psychischen Elemente bei der Analyse unserer unmittelbaren Erlebnisse als die letzten anschaulich gegebenen Bestandteile ausgesondert. Diese sind empirische, die Atome metaphysische Elementarbegriffe, und innerhalb der modernen Physik könnten höchstens die Komponenten oder die momentanen Geschwindigkeiten oder die Beschleunigungen analog genannt werden.

Das Analysieren des Seelenlebens führt also nicht zu einem Atomisieren, das die Gefahr einer neuen Mechanik des inneren Geschehens heraufführen könnte. Es bildet aber die

unerläßliche Vorarbeit, um die synthetische Aufgabe der psychologischen Forschung zu lösen: seine Gesetzmäßigkeit und vor allem auch das Problem des Bewußtseins. Bewußtsein und sein Inhalt können auf keinen Fall verschiedene Bestandteile der von uns erlebten Wirklichkeit sein, etwa nach Art einer Schaubühne, auf der die Vorstellungen handeln, auftreten und abtreten — abtreten, um gar in einem „Unbewußten“ zu verschwinden, wie die Schauspieler hinter den Kulissen. Es gibt keine unabhängig von dem Bewußtsein existierenden Vorstellungen, und über die psychische Natur von verschwundenen Vorstellungen wissen wir nicht das Allermindeste. Auch aus der Tatsache der sog. Reproduktion von Vorstellungen zu folgern, sie existierten unbewußt weiter, führt zu rein metaphysischen Annahmen. Alle solche Hypothesen berücksichtigen nicht, daß die Vorstellungen wechselnde Vorgänge sind und keine Wesen, die wohl gar unverändert wiederkehren könnten. Jede wiedererneuerte Vorstellung ist in Wahrheit eine neue. Somit kann die Psychologie nur die bewußte Vorstellung als wirklich anerkennen, und es gibt überhaupt für den Psychologen nichts anderes als diese bewußten, in stetem Fluß und Wandel befindlichen seelischen Vorgänge. Auch „das Bewußtsein bleibt nicht, wenn die Vorgänge, deren wir uns bewußt sind, verschwinden; es ändert sich fortwährend mit diesen, und es ist überhaupt gar nichts, was von ihnen unterschieden werden könnte“. Bewußtsein ist nur ein zusammenfassender Begriff für die Gesamtheit von uns erlebter Wirklichkeit, ein Gesamtbegriff für alle seelischen Vorgänge und ihre Verbindungen, aber mehr als deren bloße Summe. Vielmehr ist die Bedeutung dieses Bewußtseinsbegriffes die, „daß er jene allgemeine Verbindung der seelischen Erlebnisse ausdrückt, aus der sich die einzelnen Gebilde als engere Verbindungen herausheben“. Ist dieser Zusammenhang unterbrochen wie im tiefen Schlaf und in der Ohnmacht, so tritt der Zustand der Bewußtlosigkeit ein; zeigen sich abnorme Veränderungen in der Verbindung der seelischen Gebilde, so reden wir von

Störungen
Bewußtse
mittel, u
seelischen
mäßigkeit

Nicht n
dadurch,
mittelbare
Bewußt
lichkeit d
Wille;
nicht erst
nun auch
trachtung
Einheiten
Stellung“
gen neben
wirksam
lung des
hat Wund
der kaus
lungsprob
zulässig,
nicht vom
Innerhalb
sollten di
geschichte
gewertet
gleichend
er allerdi
müßte ei
Psycholog
werden, c
in die n
seiner Be
wissensch

Störungen des Bewußtseins. Damit erlangt der Begriff des Bewußtseins seinen hohen Wert als das unerläßliche Hilfsmittel, um Rechenschaft über den Zusammenhang aller seelischen Tatsachen, seinen Charakter und seine Gesetzmäßigkeit, abzulegen.

Nicht minder bedeutsam wird dieser seelische Tatbestand dadurch, daß er die Grundlage für das Erlebnis der unmittelbaren Einheit der Zustände eines individuellen Bewußtseins bildet. Was innerhalb der seelischen Wirklichkeit diese Einheit begründet, das erweist sich als der Wille; und in den Willensakten wird diese Einheit erlebt, nicht erst aus ihnen erschlossen. Sie selber aber ermöglicht nun auch erst wieder eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der Veränderungen dieser individuellen seelischen Einheiten. Es ist geradezu eine bezeichnende „eigenartige Stellung“ der Psychologie, „daß in den Bewußtseinsvorgängen neben den unmittelbaren überall weitere Bedingungen wirksam werden, die der vorangegangenen Entwicklung des gleichen Bewußtseins angehören“. Und darum hat Wundt in den letzten Lebensjahren immer mehr neben der kausalen Analyse die Berücksichtigung der Entwicklungsprobleme auch innerhalb der Individualpsychologie für zulässig, ja für erwünscht und notwendig gehalten, freilich nicht vom Standpunkte einer biologischen Psychologie aus. Innerhalb der von ihm begründeten Aktualitätspsychologie sollten die Ergebnisse einer vergleichenden Entwicklungsgeschichte der Seelen bei Tieren, Kindern und Völkern ausgewertet werden. Das deutete hin auf eine allgemeinste vergleichende Seelenwissenschaft, für deren positiven Aufbau er allerdings die Zeit noch nicht gekommen hielt. Denn dafür müßte eine Vorarbeit in sämtlichen Teildisziplinen der Psychologie auf der Grundlage seines Systems geleistet werden, die um so weiter entfernt scheint, als der Rückfall in die naturwissenschaftlich orientierte Psychologie trotz seiner Bemühungen um eine selbständige und den Geisteswissenschaften zuzuzählende Psychologie seit dem Beginn

des 20. Jahrhunderts zunahm. Unsern Denker aber charakterisierte kaum etwas stärker als sein Bestreben, die Psychologie von jedem naturwissenschaftlichen Standpunkte scharf abzuheben. Und als du Bois-Reymond in dem bekannten Vortrage über die Grenzen des Naturerkennens, 1872, das Bewußtsein als eine Grenze für die äußere Naturerkenntnis hinstellte, da billigte er wohl im allgemeinen den Versuch einer Abwehr materialistischer Gedankengänge, aber sie erfolgte für ihn von einem falschen Gesichtspunkte aus, „weil sie das Bewußtsein als eine Schranke für ein Gebiet bezeichnet, das von ihm gänzlich verschieden ist. Grenzen können immer nur zwischen Teilen eines und desselben Gebietes oder zwischen benachbarten Gebieten vorkommen. Das Bewußtsein und die es begleitenden Gehirnprozesse begrenzen sich aber nicht, sondern sie sind, vom Standpunkt der Naturwissenschaft aus betrachtet, Funktionen von an sich unvergleichbarer Art“ (Grdz. III. 306).

Die Psychologie ist eine Geisteswissenschaft, und zwar die Grundwissenschaft aller Geisteswissenschaften, und sie ist eine philosophische Disziplin. Dieses kann sie nur sein, weil sie im Anfang und am Ende auf die philosophischen Fragen eingehen muß. Den Anfang einer jeden wissenschaftlichen Psychologie muß die Auseinandersetzung mit der Erkenntnistheorie bilden, und mit ihren letzten Problemen geht sie in Zweckgebiete der Philosophie über, so die Religionspsychologie in die Religionsphilosophie, die Psychologie der Sitte in die Ethik, und vor allem mündet sie selber in die Metaphysik ein.

Mit dieser Feststellung ist schon begründet, warum Wundt von der Psychologie aus zur Philosophie kommen mußte, aber der geschichtliche Gang ist zuvor erstmalig aufzudecken.



Wilhel
Philo
Student
mit der
und fünf
wie sie
vorhand
phisches
ersten T
bei seine
wenigen
in denen
Ritter v
gelesen
nalismus
getragen
bot. Wu
die Phil
hatte.

Bereit
Psycholo
Hegel
etwas w
so verw
Jahrhun
dium er
nicht in

¹⁾ Vgl
delenburg